

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

Sonntag, 10. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

Roman von Fritz Skowronek.

(19. Fortsetzung.)

Eine Weile schritt der Forstmeister schweigend an Madelinens Seite. Er fühlte sich so verlegen und unbeholfen wie ein schüchterner Jüngling . . . und sie sah auch so sonderbar aus . . .

„Darf ich Ihnen nicht den Arm anbieten, Frau Madeline?“ Ohne aufzublicken, legte sie ihre Hand in seinen Arm.

„Madeline“, sagte er nach einer Weile halblaut, „wir sind beide über das Alter hinaus, wo wir solch einen Schritt in stürmischer Begeisterung tun. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich lange und schwer mit mir gerungen habe. . . Das werden Sie bei meinem Alter begreiflich finden. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß ich Ihnen sehr gut bin.“ Er faßte nach ihrer Hand, die er wie eine Kohle auf seinem Armel brennen fühlte. „Madeline“, fuhr er wieder fort, „Ihre Tante hat mir verraten, daß Sie mir ein wärmeres Gefühl entgegenbringen. Ist das wahr?“

Sie hatte den Kopf gesenkt und nickte, ohne zu ihm aufzusehen. Er blieb stehen und ließ sie los. „Nun sehen Sie mich alten Knaben noch einmal genau an . . . und dann sagen Sie mir, ob Sie es mit mir wagen wollen.“

Nekt hob sie den Kopf und aus ihren Augen leuchtete ihm ein so warmer Strahl entgegen, daß er unwillkürlich die Hände nach ihr ausstreckte. . . . Und dann barg sie ihr heißes Gesicht an seiner Brust.

Der Forstmeister hatte seine fröhliche Sicherheit wiedergewonnen. . . . „Na und wie ist es mit dem Verlobungsfuß? So alt sind wir doch noch nicht, daß wir darauf verzichten müssen.“ Er hob ihr Kinn auf und suchte ihren Mund, der sich willig finden ließ. . . .

„Nun seht doch bloß einer an“, rief Georginne hinter ihnen. „Was tut sich hier? Fornscheiße, Sie wollen mir doch nicht meine Nichte abspenstig machen?“

Schrader lachte laut auf. „Sie, Georginne, wir erzürnen uns, wenn Sie so schamlos heucheln . . . nicht wahr, Madeline?“

„Ja, Herr Forstmeister.“

„Ottomar heiße ich mit Vornamen, meine liebe Braut. Forstmeister ist bloß mein Titel. . . . Und nun bitte ich um Ihren Glückwunsch, verehrte Schwiegermutter, denn für eine Schwiegermutter sind Sie mir noch viel zu jung.“ . . .

Der einzige, der von der Tatsache überrascht wurde, war der Assessor. Er hatte wirklich noch nichts gewußt. . . . Er machte zwar ein verdunkeltes Gesicht, als der Forstmeister ihm Madeline als seine Braut vorstellte, aber er faßte sich sehr schnell und gratulierte äußerst herzlich. . . .

In demselben Augenblick, als das Brautpaar auf der Veranda erschien, kam Abromettene mit einer Flasche Sekt aus der Küche an. Die Kelche standen schon auf dem Tisch und der Sekt war schon so kalt, daß er sofort eingegossen werden konnte, was der

Assessor mit viel Geschick besorgte. Inzwischen war Abromettene verschwunden und kam mit einem großen, prächtigen Strauß an, den sie der Braut überreichte. . . . Dann mußte sie ihre Schürze zu Hilfe nehmen. Aber soviel vermochte sie doch noch zu sagen: „Ich habe den Jons nach Starrischn und Dietrichswalde geschickt und mich mit dem Abendbrot darauf eingerichtet.“

„Nun können Sie nicht mehr zurück, alter Freund“, rief der Segemeister, „wenn Sie auch wollten; aber ich denke, Sie wollen nicht.“ . . . Da kamen auch Mooslehner und Nante, die in der Amtsstube saßen, und gratulierten und bekamen ein Glas Sekt. Verdächtig schnell kamen die beiden Wagen aus Dietrichswalde und Starrischn. . . . Es war rein wie auf dem Theater, wo ein geschickter Regisseur die Vorstellung leitet. . . . Das war aber in diesem Fall nicht die Wefschkalene, sondern die Abromettene. . . . Den Champagner hatte sie schon vor Kaffee aufs Eis gelegt . . . und den Jons hatte sie abgeschickt, als der Forstmeister nach dem Garten ging.

Der „junge Bräutigam“, wie der Starrischner ihn konsequent nannte, war in übermütiger Stimmung. . . . Er hatte die beiden Frauen seiner Freunde unter vier Augen gefragt, was sie zu der Verlobung sagten. Und beide hatten ihm mit herzlichen Worten versichert, daß sie sich darüber freuten und seinen Entschluß nur billigen könnten. . . . Das verschönte seine letzten Gedanken.

15. Kapitel.

Da, wo die Scheschupp, nachdem sie meilenweit die Grenze zwischen Rußland und Preußen gebildet hat, ganz auf deutsches Gebiet tritt, um nach kurzem Lauf in die Memel zu münden, liegt das große, weitgestreckte Dorf Serbenten. . . . Die Scheschupp ist im Sommer ein zahmes, seichtes Flüsschen, das kaum sein Bett ausfüllt. . . . Aber im Frühjahr muß man sie sehen! Dann ist das weite Tal eine strudelnde, kochende Wassermasse, die bis zum Rand der hohen Uferberge anschwillt. . . . Deshalb liegt das Dorf nicht unten am Fluß, sondern auf der Höhe. . . . Wie Schwalbennester haben die kleinen strohgedeckten Schaluppen am Berge. . . .

Gleich hinter dem Dorf beginnt die königliche Forst, die sich meilenweit auf dem linken Ufer der Scheschupp bis zur Rominter Heide hinzieht. . . . Dicht am Fluß und Wald lag einsam ein Bauerngehöft . . . in grenlicher Benachteiligung. Die Strohdächer hatte der Sturm zerzaust . . . die Stalltüren hingen schief in den Angeln. Der letzte Besitzer hatte abgewirtschaftet. Mit dem weißen Stab war er in das Glend gezogen. Monatlang hatte es unbeachtet leer gestanden und niemand wollte es kaufen, obwohl es für ein Butterbrot feilgeboten wurde.

Eines Tages war ein Mann gekommen, hatte sich das verlobbete Anwesen angesehen, und einige Tage

später war Herr Roman von Zaleski mit Saß und Paß eingezogen. . . . An dem Aussehen des Gehöfts änderte sich nicht viel. Nur die zerbrochenen Fenster-scheiben im Hause wurden eingeseht. . . . Von den neuen Bewohnern sah man im Dorf nur wenig. Einmal war der polnische Edelmann mit seinem Jader-gespann im flotten Trab durchs Dorf gefahren.

Die Bauern des Dorfes hatten mit ihren Fuhrwerken reichlichen Verdienst. Fast täglich mußtten drei, vier Wagen zur Bahn fahren und schwere Kisten holen. . . . Und der „Baron“, wie er im Dorf genannt wurde, zahlte gut und prompt. . . . Nachts herrschte in dem einsamen Gehöft reges Leben. Man sah die Fenster erleuchtet oft bis zum Morgen, man hatte auch laute Stimmen gehört und wahrgenommen, daß Wagen bepackt wurden und wegfuhren, aber Ge-naues wußte man nicht, denn die Dogge lief unauf-hörlich um das Gehöft und schreckte jeden ab. Es war aber gar kein Zweifel, daß es sich nur um einen groß-artig betriebenen Schmuggel handeln konnte.

Ein stiller warmer Sonntagnachmittag war's. Die Kinder spielten auf dem grasbewachsenen Dorfanger vor dem Wirtshaus, die jungen Mädchen und Bur-schen standen vor den Hofstören und plauderten. . . . Eine Schar kleiner Mädchen kam in langer Reihe untergefaßt singend die Dorfstraße entlang. Hell klan-gen die frischen Kinderstimmen:

Als die Mutter jüngst mich schalt,
Sprach sie: geh hinaus zum Wald,
Bringe mir, damit ich's seh,
Wintermai und Sommerschnee.“

Dann hörten sie plötzlich auf und stoben wie ein aufgestörter Schwarm Tauben auseinander. Vom Walde her kam der Herr Baron, die Dogge an seiner Seite. . . . Ein großer Mann, schlank, aber breit-schultrig. Er trug Nationaltracht, anliegende Bein-kleider und glänzende Kniestiefel, an denen silberne Sporen klirrten. . . . Die Tschamarka, eine kurze Herrnjacke, mit Schnüren und Hefteln besetzt. Auf dem Kopf die Confederatka mit weißer Reihfeder, im linken Auge ein Monokel, in der Hand eine Reit-peitsche, so schritt er langsam schlendernd die Dorfstraße entlang. Aus den Augen der jungen Mädchen, die ihn mit einem ziellichen Knids grüßten, flog ihm manch ein bewundernder Blick zu. . . . während die Burschen ihn kühl, ja beinahe feindselig anstarrten. Er dankte nachlässig mit flüchtigem Kopfnicken. . . . Dann bog er ab zum Wirtshaus.

An einem Tisch im Herrenstübchen saß einsam der Forstaufscher Bauschus bei einem schalen Glas Bier und las die Zeitung. Der Baron trat sofort auf ihn zu, schlug klirrend die Säden zusammen und stellte sich mit einer Verbeugung vor: „von Zaleski. . . . Sehr erfreut, Sie zu treffen, Herr Förster. Darf ich mich zu Ihnen setzen? Ein trauriges Dasein hier. . . .“

„Sie sind ja doch nicht bloß zum Vergnügen hier, wie ich annehme“, erwiderte der Grünrock.

Der Baron lachte und schüttelte den Kopf. „Nein, ich habe sogar sehr viel zu tun, aber trotzdem genug freie Zeit, um mich gründlich zu langweilen. . . . Und ich bin sehr für Geselligkeit. . . .“ Er zog ein goldenes Etui hervor und steckte sich eine Papierosa an. . . .

Während er den Rauch durch Mund und Nase aus-blies, sprach er weiter. „Ich habe schon längst die W-sicht, Ihrem Herrn Forstmeister und dem Herrn Forst-assessor meinen Besuch zu machen, um gesellschaftlich Anschluß zu finden. . . . Soll ein prächtiger, alter Herr sein, Ihr Forstmeister.“

„Das stimmt“, erwiderte der Grünrock kopfnickend, wobei er ein leises Rächeln nicht zu unterdrücken vermochte, denn er mußte dabei denken, daß sein Vorge-setzter über diesen Besuch wohl nicht sehr erfreut sein dürfte.

Inzwischen hatte der Wirt, ohne zu fragen, eine Flasche Rotwein und zwei Gläser gebracht. Der Baron

goß ein. „Darf ich mir die Ehre geben, Sie zu einem Schlud Rotwein einzuladen? Ich bin auch Jäger und habe als solcher eine ausgesprochene Vorliebe für alles, was zur grünen Farbe gehört. . . . Also auf die grüne Farbe.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Der festeste Grund für ein Regiment ist die lebendige Teilnahme des Volkes.
Gottfried Keller.

Warschau vor dem deutschen Angriff.

Immer näher schiebt sich die drohende Eisenfaust der siegroichen deutschen Heere vor die Hauptstadt Polens, und je mehr Warschau den furchtbaren Druck fühlt, der die russi-schen Massen zertrümmern wird, desto größer wird die Angst, die entsetzliche Spannung, die über der Stadt lagert. Wohl herrscht noch ein lebendiges und buntes Treiben in den Straßen, durch die immerwährend Regimenter zur Front ziehen, aber immer riesiger wachsen die gespenstischen Schatten der Not und der Sorge empor. Ein Bild dieses Warschau, das vor dem deutschen Angriff zittert und die ganze Gefahr doch noch nicht zu erkennen wagt, entwirft Granville Fortescue, der in den letzten Wochen während der großen Schlachten in der Stadt geweilt hat. Als düstere Boten kommenden Unheils erscheinen die Flieger, die immer wieder auf die Plätze, die militärischen Anlagen und die Eisenbahn-linien Bomben werfen. Raucht größer als Krähen schweben sie über der Stadt, die schwarzen Raubvögel, wie um plötzlich auf das Nest als ihre Beute hinabzustofen. Die Einwohner von Warschau wissen längst, was solch ein Flieger zu bedeuten hat, und wenn sie das Unheil bringende Ding sehen, stürzen sie in wider Angst in die Häuser und tief hinunter in die Keller. Vor jeder offenen Tür ballen sich dann die drängen-den schweißenden Massen, und es kommt zu Katastrophen, die sich zur schlimmsten Panik steigern, wenn der scharfe Knall der erfolgten Explosion alle Fenster erzittern macht. Ist dann die Gefahr wieder einmal vorüber, dann sammeln sich die Neugierigen erst zögernd, dann immer dreister, um den Ort, da die Bombe niedersiel, und bestaunt die ge-waltigen Wirkungen, die sie herbeigebracht. Da ist z. B. ein Stück der Eisenbahnstrecke zerstört; die Wände der an-liegenden Häuser sind wie mit Bodennarben übersät durch die vielen Löcher, die die Bombensplitter ausschälfen; andere haben sich tief eingewühlt in den Erdboden, und kein Fenster in der Umgegend ist ganz geblieben. Man kann noch von Glück sagen, wenn keine Menschenleben zu beklagen sind. . . .

Ein Winter der bittersten Not ist über die unglückliche Stadt hereingebrochen; zu Tausenden drängen sich bejam-mernswerte Gestalten, die ohne Heim und ohne Nahrung sind, in den winzigen Gassen. Aber nicht nur Warschau leidet, sondern die Sorge ganz Rußlands scheint hier wie in einem Brennpiegel in erschütternden Bildern zusammengebrängt. Wie Sand durch ein Stundenglas, so rinnt Regimenten auf Regimenten aus dem ganzen weiten Reiche durch die Straßen, die dann schwarz sind von den Menschenmassen. Weither aus Sibirien und den Grenzgebieten von Turkestan strömen diese Soldatenmengen durch Warschau nach den Ebenen Polens. Und jede dieser rotgrau gekleideten Gestal-ten erzählt eine Lebensgeschichte. Jemandem in einer Erd-hütte, aufgeworfen im Sande der großen Steppen an den Ufern des Don, sieht eine einsame Frau und wartet. Keine Spur ist in diesen dumpfen Bügen von dem zu lesen, was sie denken und fühlen. Man mag die Gesichter dieser Tataren, Mongolen oder Kaukasier betrachten, so viel man will; es bleibt immer dasselbe Rätsel. Trap, trap, trap — so ziehen sie hin vom Kaiserlichen Bahnhof entlang an der Bahnlinie, bis sie endlich mit dem Horizont zu einer einzigen grauen Masse verschwimmen, wer weiß, wohin, wer weiß, woher? Man begreift hier die Größe des weiten Rußland, wenn man bedenkt, daß so manche von ihnen die Reise vom Ural her zurückgelegt haben, und man schließt auf die Wirkungen, die der Krieg in diesen Menschen hervorbringen muß. Vielen dieser Bauern wird durch ihn erst die Welt erschlossen, von der sie bisher nichts wußten, und es ist auch nur die Welt

Rußlands, durch die sie mit staunenden Augen ziehen, so bleiben doch Erinnerungen und Eindrücke zurück, die sie ihr ganzes Leben lang nicht vergessen werden. Ivan, der Soldat, lernt ein Duzend neue Tatsachen wohl jeden Tag, und wenn er nach Lomsk oder Latschent dereinst zurückkommt, wird er nicht wieder in die alte Stumpfheit zurückfallen, sondern die große Reise wird ihm die Augen über manches geöffnet haben.... Still und düster ist's in den Lazaretten Warschaws geworden, in denen zu Anfang so viel Tätigkeit und Leben herrschte. Die Patienten sind, so weit ihr Zustand sich besserte, zur Erholung ins Innere Rußlands geschickt worden, und seit einiger Zeit werden nur noch Leichtverwundete eingeliefert. Das ist ein schlechtes Zeichen, denn die Ärzte schließen mit Recht daraus, daß die Schwerverwundeten auf den Schlachtfeldern liegen bleiben und dort verkommen. Trübe sehen die Ärzte drein, denn sie haben wenig zu tun, und die Krankenschwestern gehen gedrückt umher, denn man verlangt nicht mehr so viel nach der Pflege der „Mütterchen“, wie sie genannt werden. Die Gefährten in den Straßen bieten auch einen Beitrag zu dem großen „Kriegskino“, das Warschau darstellt. Da trotten die behäbigen kaukasischen Ponys dahin, von denen man glaubt, daß sie jeden Moment unter der Last des riesigen darauf sitzenden Kosaken zusammenbrechen müßten, und dieselben kleinen Pferdchen ziehen die Krankenwagen, die immer seltener Verwundete in die Stadt führen. Die Automobile rasen fauchend wie imheimliche Drachen an ihnen vorbei und halten vor den Hotels, in denen sich ein buntes Leben entfaltet. Hier haben sich die Offiziere häuslich eingerichtet; jeder G. d. und jeder Trupenteil ist hier vertreten, vom graubärtigen General bis zum fecken Leutnant; jede Provinz des Reiches scheint ihre Vertreter abgesandt zu haben. Da sieht man die malerischsten und phantastischsten Gestalten, kaukasische Obersten mit ungeheuren Mützen und riesigen Schnauzbärten und schwarzen Kanonensjesseln, Figuren, die noch ganz so sind wie die moskowitzischen Krieger aus den napoleonischen Tagen. Komisch berühren die vielen deutschen Namen, die sich unter diesen russischen Offizieren finden, denn die Russen von deutscher Herkunft sind sehr zahlreich. Während die arme Bevölkerung Warschaws in dumpfer Angst ihrem Schicksal entgegen zittert, sind die Offiziere die einzig Lustigen, denn für sie ist der Krieg ihr Element und eine günstige Gelegenheit zu tausend lockenden Möglichkeiten, die der Frieden nie gebracht...

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Weihnachten in Feindesland. (Originalbrief.) W., 20. 12. 14. Liebe Eltern! Weihnachten hätten wir also in voller Ruhe und recht gemütlich in Feindesland gefeiert. Schon einige Tage vor dem Feste wurden die nötigen Vorbereitungen in unserem „Kaiserkeller“ getroffen, so haben wir nämlich unsere unterirdische Behausung getauft. Mit Sehnsucht wartete alles auf die Weihnachtspakete aus der Heimat. Am 24., nachmittags, ging ich noch einmal zurück nach dem Orte C., wo selbst unsere Bagage liegt, um noch einige Pakete für uns zu empfangen. Dasselbst wurden gerade ganze Berge von Paketen jorkiert und zum Glück fand ich dortselbst auch meine drei Pakete vor, welche ich dann auf unsere „Goulaschkanone“ lud, und diese brachte sie mir dann am Abend mit. Gegen Abend gingen wir nach W. zurück und eine feierliche Feststimmung lag auf der ganzen Natur. Ein wundervoller Abendfrieden. Nur dann und wann ein einzelner Infanterieschuss, sonst alles in tiefer Ruhe. Es schien fast, als hätten die Franzosen Vernunft angenommen und wollten uns das Fest des Friedens nicht verderben. Unsere Feier wurde mit einem „großen Festessen“ eröffnet, zu welchem Zwecke unsere Küche sauber weiß gedeckt waren, mit frischem Tannengrün garniert. An lukullischen Genüssen gab es Hummer und Hammelskeule mit Salzkartoffeln. Getränke nach Belieben: Weißwein und deutsches Bier. Also ein seltener Genuß im Arzte und demgemäß mundete es uns allen auch vortrefflich. Hieran schloß sich der gemeinsame Chor: „Stille Nacht, heilige Nacht“, und unser hübsch geputztes Weihnachtsbäumchen erstrahlte hierbei in vollstem Lichterglänze. Wir wurden dann von unserm Herrn Regimentsführer in den Keller der Offi-

ziere gerufen und hier begingen wir eine denkwürdige Weihnachtsfeier. Mit Klavierbegleitung unseres Regimentsadjutanten trugen wir hier selbst einige stimmungsvolle Weihnachtslieder vor, welchen dann noch einige Vaterlandslieder folgten. Herr Major M. hielt sodann eine kurze aber kernige und ergreifende Ansprache an uns, worin er seiner Freude Ausdruck gab, daß wir gesund das heilige Fest feiern dürften. Er gedachte sodann der für das Vaterland gefallenen Kameraden und der Lieben alle in der fernem Heimat, welche jetzt wohl gedankenvoll bei ihrem Weihnachtsbaum sitzen würden. Mit einem dreifachen Hoch auf Seine Majestät endete die kurze Rede, welche einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. Mit einigen Flaschen Bier und einem großen Teller voll Schokolade und Lebkuchen beschenkt, ging es dann wieder hinüber in unseren „Kaiserkeller“. Hier selbst nahm die Feier unter Abzingen von Chorälen und Vaterlandsliedern ihren Fortgang und wir durften uns noch einmal spät am Abend des Besuches unseres Regimentsadjutanten erfreuen, welcher in unserer Mitte fest mitlang und sich anerkennend über die wohlgeungene Weihnachtsfeier aussprach. Unser Kamerad, Gefreiter D. (Zivil Lehrer), hielt noch eine kernige Ansprache über die Bedeutung des Weihnachtsfestes im Frieden und im Kriege; alles war in guter Stimmung, als es zum gemütlichen Loil überging. Lachend und scherzend und allerlei Zauberfunkstücken usw. aufführend, sahen wir allesamt noch spät bis in die sinkende Nacht zusammen und am Schluß war ein jeder hocherfreut über den wohlgeungenen Verlauf unseres Weihnachtsfestes und wir bedankten uns im stillen bei den Franzmännern, daß sie uns hübsch in Ruhe gelassen haben. Auch an den beiden Feiertagen herrschte eine sanfte Ruhe und als ich am ersten Feiertag in unseren Schützengräben durch die Schießscharten zu den Gräben der Rothosen hinübersah, lag auch über ihrer ganzen Linie sanfter Frieden. Hoffentlich lassen sie uns auch Silvester, welches wir ebenso würdig zu feiern gedenken, hübsch in Ruhe. Sonst gibt es momentan keine besondere Neuigkeiten in unserer Stellung. Ich bin noch gesund und wohlgenut und verbleibe bis auf ein frohes Wiedersehen unter recht herzlichen Grüßen Euer treuer Sohn Georg.

Kriegslied 1914.

Als durch Arbeit, Fleiß und Streben
Deutschland blühte wie das Leben,
Gab es Reider überall.
Alle wollten uns verderben,
Jeder wollt' sein Teil ererben
Und uns bringen schnell zu Fall.

Deutschland, Dillreich war'n gerüstet,
Sagten: „Wenn es euch gelüftet,
Wir steh'n stark und einig da.
Raubgestindel, Krämerseelen,
Euch soll all der Teufel stehlen,
Und uns zeigen, was ist wahr.“

Und die Trommel schlug zum Streite,
Nicht ein einziger stand zur Seite,
Der den Frevel sah mit an.
Jeder mit dem Wunsch im Herzen:
Lieber sterben, als in Schmerzen
Dieser Bande untertan!

Im gerechten Zorn: „Die Frechen“,
Sprach der Kaiser, „werd'n wir dreschen,
Wie's die Welt noch nicht geseh'n!“
„Mickel“ hat ja nicht geschlafen,
Das seht ihr an unsern braven
Kriegern, die im Felde steh'n.

Manches Blut ist schon geflossen,
Doch wir steh'n noch unverdrossen,
„Vorwärts“ geht es immerzu.
Der Gefall'nen brave Seelen
Mahnen uns, daß wir nicht fehlern
Und sie stören in der Ruh'. —

Viele lassen noch ihr Leben,
O, Gott, segne unser Streben,
Führe uns in diesem Krieg!
Tapferkeit woll'n wir bewahren,
Wollen keine Größe preisen,
Dein — o Herr, — dein ist der Sieg!

Freiw. Motorradfahrer Gefreiter August Koch!

Schach

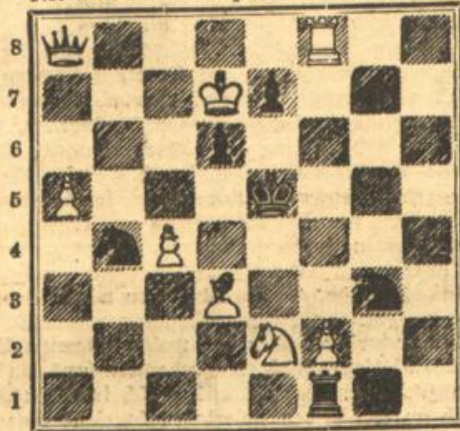
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Vereinslokal: „Residenz-Café“
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 10. Januar 1915.

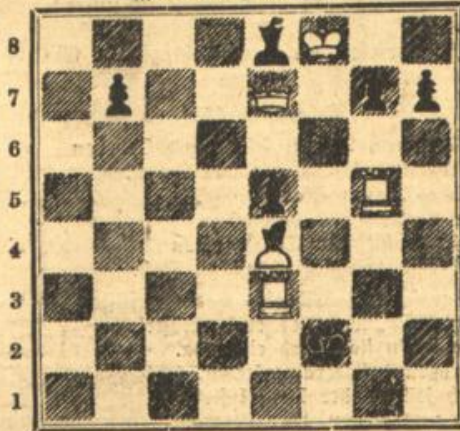
Schach-Aufgaben.

Nr. 294. E. Körper in Wiesbaden.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 295. B. Seyfert, Breslau.
(„Die Bergstadt.“)



Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 106.

Gespielt in Wiesbaden.

Weiß: Körper. — Schwarz: Jäger.

- | | | | |
|-------------------------|-------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 10. Lc1—b2 | Se7—g6 |
| 2. d2—d4 | e5×d4 | 11. h2—h3 | Sc6—e5 |
| 3. c2—c3 | d4×c3 | 12. Lc4—b3 | Se5×f3 |
| 4. a2—a3 ¹⁾ | Lf8—c5 | 13. Dd1×f3 | Lc8—b7 ²⁾ |
| 5. Lf1—c4 | Sg8—e7 | 14. Df3—d3 | Dd8—h4 |
| 6. Sg1—f3 ²⁾ | 0—0 | 15. f2—f3 ⁴⁾ | Sg6—f4 |
| 7. 0—0 | Sb8—c6 | 16. Dd3—d4 ⁵⁾ | Sf4×h3 [†] |
| 8. Sb1×c3 | b7—b ^a | 17. Kgl—h1 ⁶⁾ | Sh3—f2 ^{††} |
| 9. b2—b4 | Lc5—e6 | 18. Khl—g1 | Ld6—h2 [#] |

¹⁾ Scheinbar Tempoverlust. — ²⁾ Hier konnte Weiß das bessere Spiel erlangen durch 6. L×f7 † K×f7 7. Dh5 † usw. — ³⁾ Es drohte e4—e5 mit Figurverlust. — ⁴⁾ Besser war Tf1—e1. — ⁵⁾ Der Verlustzug! Durch 16. Dd3—d2 ließ sich das Spiel noch lange halten. Es folgte dann Dh4—g3 17. Kgl—h1 Sf4—e2 18. f3—f4 L×f4 19. T×f4 S×f4 und Schwarz gewinnt bei einem Plus von Qualität und 2 Bauern. Zug 17—19 von Weiß sind erzwungen. — ⁶⁾ Auf 17. g2×h3 folgt Dg3 † nebst matt auf h2. J. J.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Sattel, Ruhe, Bonn; — Mai, Wort, Welle, Herd, Bern, Felle, Mahl; — Rappe, Blut, Rang, Gold, Sieb; — Lieb, Tier, Reim; — Gran, Main, Falte, Mode, Hals, Haut.

Von jedem Wort ist durch Umänderung eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues hekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein wichtiges politisches Ereignis benennen.

Rösselsprung.

hol	da	sei		uns	vor	schert
den	krie	der	frie	zu	dass	der
	der	wer	vom	Soll	der	be-
	wie	ge	1915	welt	wir	
	wir	für	heert	das	den	pfen
schwin	ver	schen	den	den	er	schwert
deut	da	gen			er	frie
						käm

Gleichung.

$a - (b - c) + d - (e - f) + g + h + i - (k - l) = x$
a Himmelsbewohner, b symbolischer Schmuck, c schmackhafter Fisch, d Wassertiere, e Gefäß, f Spielkarte, g Umstandswort der Zeit, h Geschlechtswort, i peinliche Ereignisse, k Ausweisungspapier.
x was englische Blätter nie berichten.

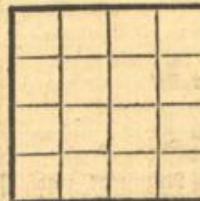
Scharade.

Das Erste, dem Freier ein Festakkord,
Dem Bittenden ist's ein holdes Wort.
Das Zweite hat kurze Dauer;
Das Dritte pflegt der Bauer.
Das Ganze tritt durchs Tor herein
Mit Schnee und eisigem Schauer.

Zahlenquadrat.

Die vier Ziffern der Jahreszahl

1915



sollen in jede wagerechte Reihe derart eingetragen werden, daß auch jede senkrechte und jede der beiden Querreihen von Ecke zu Ecke diese vier Ziffern enthält.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 3.

Bilderrätsel: Liebe ist blind und sieht doch scharf. —
Silbenmerkrätsel: Silvesterfeier im Schützengraben. —
Neujahrskrätsel: Sieg über alle Feinde.

Inventur-Ausverkauf.

In meinem diesjährigen Inventur-Ausverkauf kommen **grosse Posten Waren** zu ganz **enormer Preisherabsetzung** zum Verkauf und wird um Besichtigung der zum Verkauf gestellten Waren sowie der Schaufenster gebeten.

Abtl. **Krieger-Artikel**

Abtl. **Wollwaren**

Abtl. **Wäsche-Schürzen**

Abtl. **Spitzen — Putz**

Abtl. **Handarbeiten**

Abtl. **Herren-Artikel**

Normalhemden, Flanelhemden, Normalbeinkleider, Futterhosen, Unterjacken, Socken, Handschuhe, Leibbinden, Kniewärmer, Kopfschützer, Lungenschützer, Pulswärmer, gestrickte Westen.

Einzelne u. angetrübte Unterzeuge für Damen u. Herren in allen mod. Qual. Strumpfwaren, Sweater, Handschuhe, Sportjacken, Unterröcke, Tücher, Schals, Blusen-schoner, Kindergamaschen, Kinder-Unterzeuge, Mützen.

Einzelne Stücke und angetrübte Damen-Wäsche-Schürzen, Korsetten, Unterröcke, Kinder-Kleidchen, Untertailen, Mäntelchen, Capes, Erstlings-Wäsche.

Mehrere 1000 Meter Spitzen-Besätze, Einsätze, Meter jetzt 5, 10, 20, 35, 60, 95 Pf. usw. Schwarze Spitzen-roben, Spitzenblusen, Theatertücher, Boas. **Garnierte Damen- u. Kinder-Hüte, Formen, Federn, Blumen** usw.

Einzelne Stücke u. angetrübte angefangene u. fertige Modell-Arbeiten, vorgez. Handarbeiten, nur moderne Muster u. Ausführungen. Fertige Decken mit Loch-stickerei (Handarbeit), Deckenstoffe usw.

Einzelne u. angetrübte Herren-Hemden, weiß u. bunt, Nachthemden, Sporthemden, Manschetten, Kragen, Krawatten, Kragenschoner, Manschettenknöpfe, Hosenträger, Westen, Rodel-Mützen.

Bis **75%**

beträgt die

Preis-Ermässigung

weil alle zum Ausverkauf gestellten Waren

rücksichtslos geräumt

werden müssen.

Langgasse 34.

Ch. Hemmer

Haltestelle der
Straßenbahn.

K 110

Tages-Veranstaltungen · Vergnügungen.

Theater · Konzerte

Königliche Schauspiele

Sonntag, 10. Januar.

10. Vorstellung.

22. Vorstellung Abonnement A.

Die Walküre.

In drei Akten.

Erster Tag aus der Trilogie „Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner.

Siegmund Herr Schubert

Hunding Herr Ehard

Wotan Herr de Garmo

Sieglinde Frä. Fried

Brünnhilde Frä. Englerth

Freia Frä. Haas

Siegfrune Frau Engelmann

Waltraute Frä. Gärtner

Selmuoige Frau Friedseid

Schwertleite Frä. Delmar

Ortlinde Frau Krämer

Werkhilde Frau Hans-Joepffel a. Gast

Grimgarde Frä. Haas

Kostweisse Fr. Rehlps-Welkenhof a. G.

Die Türen bleiben während des

Vorspiels geschlossen.

Nach dem 1. u. 2. Akte treten Pausen

von je 15 Minuten ein.

Anfang 6 Uhr. Ende nach 10¹/₄ Uhr.

Montag, 11. Januar.

11. Vorstellung.

22. Vorstellung. Abonnement B.

Preziosa.

Schauspiel in 4 Akten von Pius

Alexander Wolff.

Rußl von Carl Maria von Weber.

Don Francesco de

Carcamo Herr Ehrens

Don Alonso, sein Sohn . . . Herr Albert

Don Fernando de Agvedo . . . Hr. Robius

Donna Clara, seine

Gattin Frau Doppelbauer

Don Eugenio, beider

Sohn Herr Schneeweis

Don Contreras Herr Herrmann

Donna Petronella, seine

Verlobte Frau Schröder-Kaminsky

Der Jägerhauptmann . . . Herr Jollin

Barba, eine alte

Jägerin Frau Lipski a. G.

Preziosa Frä. Keimers

Potenzio Herr Deußen

Sebastian Herr Jakob

Pedro, Schlossvogt . . . Herr Andriano

Jabio, Schenkwirt . . . Herr Lehmann

Ambrosio Herr Schäfer

Ein Bauer Herr Preuß

Bedienter des Don

Carcamo Herr Spieß

Bedienter des Don

Agvedo Herr Raschel

Espanische Gauden. Volk. Eine

Jägerhorde.

Die Handlung ist an verschiedenen

Orten in Spanien.

Nach dem 2. Akt findet eine längere

Pause statt.

Anfang 7 Uhr. Ende gegen 9¹/₂ Uhr.

Residenz-Theater.

Sonntag, 10. Januar.

Nachmittags 1¹/₄ Uhr. Halbe Preise.

Dr. Klaus.

Lustspiel in 5 Akten von Adolph

Dirronge.

Anfang 1¹/₄ Uhr. Ende 6 Uhr.

Abends 1¹/₈ Uhr.

Duwendarten u. Fünfszigerarten gütig.

Wolkenreiter.

Lustspiel in 3 Akten von Leo Walther

Stein und Eduard Ritter.

Generalleutnant Guido von

Lindebel Feodor Brühl

Joachim Kreuzenbedich

von Schneverdingen . . . Reinh. Hager

Gestraube, seine Frau, geb. Gräfin

Neudorf Theodora Post

Liselotte Lora Böhm

Dita Elsa Erler

Eduard Wagenstecher,

Justizrat Max Deutschländer

Amalie, seine Frau . . . Minna Agte

Fränze, seine Tochter . . . Marg. Glaeser

Kyrieleis, Rentner . . . Wilh. Jiegler

Eva, seine Tochter . . . Luise Deloiea

Hans Drehner Nicolaus Bauer

Johann Liesegang, Bürger-

meister Albin Unger

Major Graf Hartau von

Fliegerkorps Rud. Wittner-Schöna

Oberleutnant Schulz vom

Fliegerkorps Hermann Resselträger

Leutnant Wimmer vom

Fliegerkorps Hermann Hom

Heinrich, Ordonnanz . . . Georg Bierbach

Christian, Diener bei

von Schneverdingen . . . Herm. Hom

Anje, Magd bei von Schnever-

dingen Marga Krone

Ort der Handlung: Bodelberg, ein

Heidestädtchen. Zeit: Gegenwart.

Nach dem 1. u. 2. Akte finden größere

Pausen statt.

Anfang 1¹/₈ Uhr. Ende nach 9¹/₂ Uhr.

Montag, 4. Januar.

Duwendarten u. Fünfszigerarten gütig.

Die fünf Frankfurter.

Lustspiel in 3 Akten von Karl Köhler.

Die alte Frau Gubala . . . Josef v. Born

Anselm Wilh. Jiegler

Rathen Herm. Resselträger

Salomon Wilh. Schweiguth

Carl Nicolaus Bauer

Jacob Rudolf Bortaf

Charlotte, Salomons Tochter. Lora Böhm

Gustav, Herzog v. Taunus. Friedr. Weig

Prinzessin Eveline Dora Hengel

Härt von Klausthal-

Agordo Rud. Wittner-Schöna

Die Fästin Theodora Post

Graf Behrenberg, Hof-

marschall Reinhold Hager

Frau von St. Georges. Luise Deloiea

Baron Seuberg Hermann Hom

Der Domherr Georg Bierbach

Kabinetsthat Mel. Max Deutschländer

Kammerdiener des Herzogs. Ad. Unger

Hoffswelker Voel Georg Bierbach

Rosa Minna Agte

Lischen. Frau Gubala . . . Paula Wolfert

Das Stück spielt im Jahre 1822. Der

erste u. letzte Akt in einem Hause in

der Judengasse in Frankfurt, der

zweite Akt im Schloss des Herzogs

Quintan.

Nach dem 1. und 2. Akte finden

größere Pausen statt.

Anfang 7 Uhr. Ende nach 9 Uhr.

Bar-Theater. (Bathalla.)

Sonntag, 10. Januar.

Lezte Nachmittags-Vorstellung.

Nachmittags 3¹/₂ Uhr. Kleine Preise.

Gastspiel des

Frankfurter Schumann-Theaters

Sam'rad Männe.

Dänisches Volksstück mit Gesang

in 3 Akten von Jean Kreen und Georg

Olsonowski. Rußl von Max Winter-

feld (Jean Gilbert).

Abends 8 Uhr: **Sam'rad Männe.**

Anfang 8 Uhr. Ende gegen 10¹/₂ Uhr

Montag, 11. Januar, abends 8 Uhr.

Volksvorstellung. Kleine Preise.

Sam'rad Männe.

Kurhaus zu Wiesbaden

Sonntag, den 10. Januar.

Nachmittags 4 Uhr:

im Abonnement im großen Saale:

Symphonie-Konzert.

Leitung: Herr Carl Scharicht, Städt.

Musikdirektor.

Orchester: Städtisches Kurorchester.

Abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzert.

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Hermann Jrmer, städt.

Kurkapellmeister.

Montag, den 11. Januar.

Nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr:

Abonnements-Konzerte

Städtisches Kurorchester.

Leitung: Herr Hermann Jrmer, städt.

Kurkapellmeister

Programme in der gestrigen Abend-A.

Reichshallen.

Erstes und vornehmstes Buntes

Theater am Plage.

Spielflan vom 1. bis 15. Januar.

Die drei Salkes

in ihrem neuen Lustakt.

La Graciosa.

Latinensturz.

Geb. Jigini.

Hand- und Kopf-Akrobaten.

Fanny Stürböth.

Profongiert.

La Serrena.

Ungarischer Gesang und Tanz.

Am Sonntag zwei Vorstellungen,

4¹/₂ und 8¹/₂ Uhr.

.. Nachmittags halbe Preise. ..

Die Direktion: Paul Becker.



Thalia-Theater

Kirchgasse 72. Tel. 6137.

Heute Sonntag,

nachmittags 3—11 Uhr:

Die Schluchten von Colorado

(Naturaufnahme.)

Die Braut aus Italien

(Kl. Drama.)

Höflichkeit eines Hitzkopfes

(Humoreske.)

Sr rechts — Sie links.

Fein pikantes Lustspiel in

3 Akten.

Entzückende Situationskomik.

Das Geheimnis der Verlassenen

(Kl. Drama.)

Der Liebe Schliche (Komödie).

Der pflichtverzessene Haus-

verwalter (Humoreske.)

Wiesbadener Vergnügungs-Palast

Täglich:

Grossen Betrieb.

Wein- und Bier-Abteilung.

Eintritt 50 Pf.

Sonn- u. Feiertags 2 Vorstellungen,

4 und 8 Uhr.

(Nachmittags Eintritt 30 Pf.)

Am 1. u. 16. jeden Monats voll-

ständig neues Programm.

Inventur-

Ausverkauf.

Bedingt durch den Krieg sind die Preise billiger denn je.

Die Mode wechselt zum Frühjahr wenig oder garnicht. Die Ware wird — da Rohmaterial fehlt — bestimmt teurer.

Die diesmalige eigenartige Lage empfiehlt daher, von meinen ausserordentlich billigen Angeboten selbst für späteren Bedarf Gebrauch zu machen.

Noch heute:

Einige Hundert Mäntel	jetzige Preise Mk.	9. ⁷⁵	14. ⁷⁵	19. ⁷⁵	24. ⁵⁰	sonst bis 45 Mk.
Schwarze Frauen-Mäntel in reinwollen Tuch	jetzige Preise Mk.	19. ⁷⁵	22. ⁵⁰	28. ⁰⁰	35. ⁰⁰	sonst bis 65 Mk.
Kleider (garniert) in Welle, Voile, Bolienne, Seide	jetzige Preise Mk.		15. ⁰⁰	35. ⁰⁰	55. ⁰⁰	sonst bis 125 Mk.
Jackenkleider in solider guter Ausführung	jetzige Preise Mk.	19. ⁷⁵	25. ⁰⁰	35. ⁰⁰	45. ⁰⁰	sonst bis 75 Mk.

S. GUTTMANN

Langgasse 1/3.

10 Geschäfte.

Scharfes Eck.

K 104

Hindenburg-

Taschentuch (sehr gut gestickt) diese Woche bei Einkauf von 20 Mark als **Zugabe.**

Vom 10.—17. d. M. kommen noch eine grosse Menge RESTE aller Art zum Verkauf.

Schweizer Stickerie-Manufaktur
W. Kufmaul, Rheinstr. 39.

Gras-Batterien!!!!

8 Stunden, beste Qual., 80 Pf.
August Scherhan, 66 Rheinstraße 66.



Taschen-Lampen
Batterien und Glühbirnen
nur bestes Fabrikat.

Aug. Seel,

Fahr- und Motorräder, Auto-
Zubehör.

— Reparaturen. —

Bahnhofstrasse 6.

Grane

Haararbeiten

sind kein Luxus, dieselben liefert
ohne Preiszuschlag der Farbe

Chr. Kopp,

Hoftheaterfriseur,
Zimmermannstraße 6, 3. St.

Mehrere hundert Paar Stiefel
für Herren, Damen und Kinder,
weil Einzelpaare, zu sehr billigen
Preisen Kaugasse 22, 1. St.

Prima 12-Pf. Zigarre
100 Stück 7 Mark.

Röh. Rosenau, Wilhelmstr. 28, 2020

Geschäfts-Verlegung.

Meiner verehrlichen Kundschaft teile hierdurch
ergabenst mit, dass ich mein Geschäft von Adolf-
strasse 1 nach

Taunusstrasse 7,

gegenüber dem Kochbrunnen,
verlegt habe.

Hochachtungsvoll

Hugo Grün,

Generalvertreter der Adlerwerke.

B 390

Gift- oder Kräuter-Kuren.

Ein Trostwort von Dr. med. Geyer, Spezialarzt für Harn- und
Geschlechtsleiden.

Unter dem Titel „Krieg dem modernen Teufel der Ehrlich-Gate“, der Quech-
silber-Kur“ zeigt uns dieser bewährte Arzt, ob Gifte oder Kräuterkuren zur
gründlichen Ausscheidung derartiger Leiden gebraucht werden sollen.
Gegen Einfindung von 50 Pf. in Briefmarken senden wir diese mit vielen
Abbildungen und Anleitung zur Selbsthilfe versehene Broschüre im geschlossenen
Kubert. Puhlmann & Co., Berlin O. 221, Rüggelestraße 25 a. F 200

Verpackungen von Frachtgütern

und deren Spedition nach den von den
Staatsbahnen wegen des Kriegszu-
standes gegebenen Anleitungen werden
sachkundig besorgt. 1769

L. Rettenmayer, Hofspediteur Sr. Majestät, Nikolasstr. 5.

Hch. Reichard

Kunsthandlung, :: :: 18 Taunusstrasse 18.
Denkbar größte Auswahl in

Photographie-Rahmen

jeder Art und jeder Preislage. 1955

Im Besonderen geeignete Rahmen für Kriegshelden
:: :: und gefallene Krieger. :: ::

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915. 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5 6.5

Ar. 1.

Das wächserne Herz. Anfang und Ende einer stillen Liebe. Von Arthur Babilotte.

(Nachdruck verboten.)



Ganz hinten im Wald schlug irgendein seltsamer Vogel. Das Bärbel hatte seinen Ruf noch nie gehört. Das schüchterne Maidle fand in diesem Ruf soviel Verwandtes, daß es ganz verzückt stehen blieb, mitten im Weg, und die Hände auf das mit einem Schläge hochaufpochende Herz preßte und lauschte. Es stand da wie eines, das einen köstlichen Trank

schlürft.

Und der Vogel rief seinen Ruf. Ganz fern, so daß es gedämpft und fast überirdisch klang. Es war ein Vogel, der sich selten hören ließ und den noch kein Mensch je erblickt hatte. Eine Sage geht durch das Volk: Wer ihn hört, wird närrisch vor Freude und kann sich nimmer im Leben zurechtfinden. Und so geschah es dem Bärbel, dem schüchternen Bärbel aus der Christengasse in der alten, geruhig vor sich hinträumenden Reichstadt.

Alle kannten das Bärbel und alle wunderten sich, daß es so scheu und still war. Wenn es durch die Straßen ging, mit seinen zarten, gleichsam um Verzeihung bittenden Schritten, spotteten die Klatschweiber: „Ah, luget, da isch das eingebildet' Ding!“ Sie wußten ja nicht, daß es nicht Hochmut war. Die das aber wußten, die klugen Männer und Frauen der Stadt, die schüttelten die Köpfe und blickten vor sich hin, ebenso versonnen wie die Häuser, in denen sie wohnten, und lächelten. Mitleidig und ein klein wenig erhaben.

Jeden Nachmittag, wenn schönes Wetter war, ging das Bärbel in den Wald, den ganzen Sommer lang. Es liebte die warmen, strahlenden Tage, die kalten, feuchten, dunkeln aber fürchtete es. Die Sonne liebte es am allermeisten, war selber sonnig wie ein Augusttag. Niemand aber wußte es. Immer ging es seines Weges allein, sang in sich hinein und wünschte sich nichts Besseres.

Keine Grenzen kannte sein Jubel, als es zum erstenmal den Referendar sah. Der Referendar kam einher, grazios wie eine Nippfigur aus Meißner Porzellan, die Blicke keck wie ein Leutnant in allen hübschen Mädchen-gesichtern. Er machte alle Mädchen jubeln. Er machte alle Mädchen seufzen. Eines lauen Märzabends war er gekommen, hatte gleich alle Herzen im Sturm genommen. Das Blut, das in ihren jungen Körpern kreiste, hatte schweigen müssen; sie vergaßen, daß sie Töchter elsässischer Eltern waren, er aber aus dem Norden Deutschlands, aus dem Land des Feindes kam. Da wurde die oft betonte Treue der Väter verraten, die Treue zur Heimat, die Abneigung gegen alles, was von jenseits des Rheines kam, aus Hessen, Schwaben, Sachsen, Preußen.

An Martha Rohmer aber fand er sein Wohlgefallen. Martha Rohmer war stattlich und stolz, trug Sommersprossen im Gesicht und prahlte mit ihrem goldenen Haar. Martha Rohmer war eine Schönheit, vor der alle anderen sich beugen mußten. Und er liebte ihre Sonderart, das treuherzig-schlichte ihrer Sprache, die runden Bewegungen ihrer Arme, ihre ganze Schönheit, die trotz allen Hochmuts und aller Koketterie immer natürlich erschien.

Der Referendar verkehrte bald im Hause des alten Rentners Augustin Rohmer. Der saß gichtgepeinigt Tag um Tag in seinem kleinen Blumengärtchen hinter dem Hause und genoß mit jedem Tag aufs neue die weite gemächliche Aussicht auf die blauen Vogesen. Ihm und seiner Frau, einem ganz zusammengeschrumpelten, lebhaften Weiblein, geschah eine große Ehre, als der vornehme Herr Referendar ihre einzige Tochter seines Umgangs würdigte. Martha aber, — die rote Herx nannten sie die andern — Martha wurde von Stund an hochmütiger und eigensinniger. Alle Freundinnen und alle Feindinnen lachten, und alle fürchteten ihren bösen Mund. Ein Auf-ruhr kam in die Stadt.

Und durch diese Unruhe schritt das Bärbel mit seinem singenden Herzen, schaute nicht rechts und schaute nicht links, ging fast an seiner unermesslichen Seligkeit zugrunde: Süßer, süßer, süßer Mann! sang sein Herz. Und eines Tages im Mai vermochte es sein Glück nicht länger allein zu tragen; unruhig lief es zu seiner besten Freundin, unruhiger als je, lachte und schluchzte in einem Atem, erzählte alles. Süßer, süßer Mann! Ein bedauerndes Achselzucken und spöttisches Blinzeln war die Antwort. Da kroch das scheue Maidle wieder in sich zurück und wunderte sich, daß es so keck gewesen, und verriet fürder keinem mehr seine Liebe. Dies aber tat die beste Freundin. Ein Spottlachen lief durch die ganze Stadt; jedes Haus, in dem ein junges Mädchen wohnte, hallte an diesem Tage von Gelächter wider. Und auch durch diese Unruhe schritt das Bärbel, gemartert und beglückt von dem Jubel in seinem törichtem Herzen.

Ganz hinten im Wald sang der seltsame Vogel. Lockte und lockte. Das Maidle wußte es auf einmal: der Vogel war voll der seligen Liebe wie es selbst. Sein ferner Ruf war süß und selig wie der Gesang in seinem Mädchenherzen. Ja, wer diesen Vogel singen hört, muß närrisch werden, sagten die Leute. Das Bärbel aber fügte hinzu, schelmischer, als man ihm hätte zutrauen sollen: Ja, närrisch wird der, wenn er's nicht schon vorher war!

Das Bärbel trug ein Körbchen am Arm, und im Körbchen ein Herz aus blutrotem Wachs. Das Bärbel ging

wallfahrten. Die Tante hatte es gescholten; denn die Tante hatte seine Liebe erkannt. Und hatte ihm einen großen Krambol gemacht. Ob es net sähe, wie der Referendar mit's Rohmers Marthel ginge? O la!a, der wird das Maidle beizeiten sihen lassen! Man weiß doch, wie die jungen Herrlein sind . . . Schämen sollt sich das Maidle! Das Marthel! Und noch mehr schämen sollt sich das Bärbel. So ein braves Maidle, wies alleweil gewesen isch! Und so jung: achtzehn Jahr — wer denkt da schon an so Sachen?!

Zum erstenmal hatte das Bärbel die Tante heimlich ausgelächelt. Was wußte die Tante, die alte Frau, von seiner großen stillen Liebe! Und wenn der süße, süße Mann eine andere gern hatte . . . O, die liebe Mutter Gottes würde helfen, die Mutter Gottes ist so lieb und gut und will, daß alle Menschen glücklich sind. Die Mutter Gottes wird dem süßen Mann von der Liebe des Bärbel erzählen, und danach wird er das Bärbel in seine Arme nehmen, und es wird alles so schön, so schön sein . . .

So ging das Maidle wallfahrten. An einem heißen Julinachmittag. Ganz heimlich hatte es das Wachsherz in ein Körbchen gepackt, damit es die Tante nicht sehen solle, die strenge Frau. Mit singendem Herzen hatte es seine Sparpfennige für die fromme Gabe geopfert. Jetzt rief im Wald der Vogel, und alles war Seligkeit. Und draußen in der Waldkapelle war die Mutter Gottes, weiß und schlicht, und erwartete es.

Schneller ging das Maidle mit seinen scheuen Schritten, tiefer in den leise rausenden Wald hinein. Hier atmete es frei und blickte sich um nach allen Seiten. Hier war niemand, der es hätte sehen können, hier durfte es seine geringe Herkunft vergessen: daß der Vater ein Tagelöhner und die Mutter ein Maidle aus der Fabrik gewesen . . . Durfte vergessen, daß die durch' eine Erbschaft reich gewordene Schwester des Vaters Erbarmen mit ihm gehabt und es zu sich genommen hatte. O ja, die Tante war gut und liebevoll, aber was half das, wenn einem im Herzen der ewige Vorwurf saß: Aus Gnade und Barmherzigkeit.

Die Waldkapelle ist ein einfaches rundes Holzelt. Auf einigen Stämmen ein kunstlos gezimmertes Bretterdach. Wind und Wetter haben es zermorcht; grün-schlammig sieht eine jahrelange Feuchtigkeit darin. Rundum, an den Stämmen, an der Holzbrüstung, an der Innenseite des Daches hängen bunte Bilder, als Dank für die Gottesmutter, wenn sie Unglückliche aus der gefährlichen Schleiße drüben an der Mühle gerettet. Da hängen Arme und Beine und Hände aus Holz oder Wachs, die Gaben derer, die sich durch ein Wunder von schwerer Pein und Krankheit geheilt wissen. Aber kein Herz hängt da, dessen Spenderin von einer jungen, seligen Liebe erfüllt gewesen wäre.

Hier wollte das Bärbel sein Herz opfern, auf daß die Gottesmutter Erbarmen mit ihm habe und ihm den heimlich Geliebten schenke. Inmitten dieser wächsernen Gliedmaßen, dieser prunklos gerahmten Bilder kniete das Maidle nieder und betete; noch nie in seinem Leben hatte es so inbrünstig gebetet. Es glaubte an die Erhörung; die Gottesmutter, die liebe Gottesmutter, war so gut, daß sie keinen Menschen leiden sehen konnte. Immer tiefer versank das Maidle in sein Gebet, so glühend betete es, daß es alles um sich her vergaß. Eine selige Ruhe kam herab und überschattete sein brennendes Herz. Mit zitternden Händen nahm es seine Gabe aus dem Körbchen, küßte sie heiß und reichte sie unter die andern.

Während aber das Maidle zur Mutter Gottes betete, kam der Referendar. Schlanf und grazios, Weltmann auch im heiligen Wald. Ein hoher blanker Kragen sonderte den Kopf vom Rumpfe; in eleganter Linie flog das Jackett über die Hüften. Mit ihm kam Martha Rohmer; kokett, laut, in zierlicher Ungelenkigkeit. Sie kam daher wie eine Siegerin. Ihre Blicke sagten: „Seht, ich bin die Glück-

lichste in der ganzen Stadt.“ Und ihre Schritte und ihre Worte sagten das gleiche.

Ein Schmerz fuhr dem Bärbel zum Herzen, spitz und fein. Angstvoll starrte es den beiden entgegen. Es war ihm unmöglich, die Augen von ihnen zu wenden. Es fühlte deutlich, daß dies seine Qualen steigerte, aber es mußte sie ansehen, immerfort, immerfort ansehen. . . .

Die beiden traten ein, Hand in Hand. Die Büsche rings um die Kapelle säuselten im leisen Wind. Der ferne Vogel rief nicht mehr; jetzt vernahm man die vielen Stimmen der andern Vögel. Sie taumelten wirr durcheinander, bekämpften sich, liefen eine kurze Weile nebeneinander her, verschlangen sich. Es war mit einem Male ein großer Lärm.

Das Bärbel in seiner Angst und Verwirrung griff ganz unbewußt nach seinem Wachsherzen und preßte es in zitternden Fingern, als ob Blut herausquellen müsse.

Da lachte die goldhaarige Martha und wies mit dem Finger auf das knieende Maidle und flüsterte dem Begleiter eine Bosheit zu. Und erzählte ihm auf dem Heimweg eine närrische Geschichte: von einem Maidle, das einen schönen Mann ganz heimlich liebt und meint, niemand wisse es, und weiß es doch die ganze Stadt.

Je länger aber Martha Rohmer erzählte, um so höher wuchs ihr Haß, und endlich erschien ihr das Gebahren des Bärbel nimmer kindisch, sondern frech und eingebildet. „Ja“, erzählte Martha Rohmer, „die Leut in der Stadt, wo sagen, daß das Maidle eingebildet isch, die haben net so unrecht. Was meint denn die Gans! Wie wenn du auch nur 's geringste Interesse für so ein unscheinbares Ding könntest haben! Isch das net lächerlich, du?“

Er zog sie an sich und herzte sie. Sie lachten zusammen. Dann trällerten sie ein Lied, jenes Lied, das weit über die Grenzen des Elsaßes gedrungen ist. „Zu Straßburg auf der Schanz . . .“ Sie gaben dem schwermütigen Lied einen leichtsinnigen Charakter, und das wirkte in dem ernsten Wald wie eine Entheiligung.

Am Morgen nach diesem Tage hantierte Martha Rohmer, wie immer in der letzten Zeit, unruhig im ganzen Hause umher. Rückte da, ordnete dort, trällerte, piß, lachte.

Der Vater schüttelte den Kopf und polterte endlich heraus: „Bisch denn verrückt worden, Maidle, hein? Du fuhrwerkst ja da herum, wie wenn du alles auf den Kopf stellen wollst! Mundebuckel!“

Es war ein Sonntag. Sonne überall, und in den Straßen ein festliches Menschenhin und -her. Glockentöne flogen breit und ruhevoll über die roten Ziegeldächer der Stadt. Auf dem Giebel des Arsenal's klappten die Störche.

Der alte Rohmer saß in seinem Gärtchen, hörte das Gejacher der Tochter im Haus und schluchte ärgerlich in sich hinein. „Seine Alte, mundebuckel! die machte allewel gerade genug Krambol; nur wenn sie in der Kirche war, gab's Ruh' im Haus. Jetzt machte aber das Maidle noch viel größeren Krambol. Ja, die Lieb, die Lieb. . . .“

Um elf Uhr stürmte Martha die Treppe hinab, weiß gekleidet, kecksonnig wie der Julitag, der sie aufnahm. Stürmte durch die Straßen hinaus in die Anlagen. Die Militärmusik stand da und spielte den Kadettenmarsch, daß die Luft erzitterte. Eine Menschenmenge flanierte auf und nieder. Stolze Offiziere, dunkelgrün mit roten Aufschlägen, und junge Herren, die elegant sein wollten, und andere, die es wirklich waren. Eine Toilettenpracht wurde zur Schau getragen, wie man sie den Damen dieser kleinen Stadt nicht zugetraut hätte. Eine strenge Sonderung war da: niemals berührten sich deutsche und elsässische Elemente. . . . Jedes hatte seinen Bezirk, und kein Weg verband die beiden.

Keck und pietätlos war allein Martha Rohmer; sie, die Braut des schönen Referendars, verkehrte mit den

Töchtern des Oberförsters und des Bahnvorstehers. Sie bemühte sich, ein leidliches Hochdeutsch zu sprechen, sie schmeichelte den Damen, um sich ihre Gunst zu erringen.

Eine große Erregung lief durch die Reihen der elsässischen Jünglinge, als sie das elsässische Maidle bei den „Schwoben“ stehen sahen. Das vergaben sie der Her nicht, der roten Her!

Der Referendar kam, grazios, elegant, lächelnd wie immer. Mit ehrerbietiger Verneigung grüßte er alle, die er kannte; die andern überfah er mit lebenswürdigem Hochmut. Stolz und gesprächig schritt er an der Seite Martha Rohmers. Aber sie erkannte eine innere Unruhe in ihm. Sie erkannte, daß sich etwas in ihm ereignet hatte, was ihr feindlich war.

„Du bist so sonderbar“, sagte sie.

Er lachte.

„Du bist so sonderbar!“ wiederholte sie.

„Ach, das denkst du bloß“, lachte er.

Aber sie ließ es sich nicht ausreden. „Nein, nein, du mußt mir alles sagen!“

Sie quälte ihn; sie ließ sich nicht beruhigen. Da erzählte er ihr, daß er das Mädchen nicht vergessen könne, das er in der Waldkapelle gesehen. Er habe gestern gespottet, ja . . . Aber immer und immer wieder käme ihr Bild zu ihm, die Schlichtheit ihres stillen Gebetes; regungslos kniend habe er sie gefunden, unscheinbar in ihrer großen Einfachheit und doch ergreifend . . . Und, kurzum: er könne sich nicht mehr von dem Bilde befreien. . . .

In hohem Zorn zerriß ihm Martha Rohmer die Worte. Ihr gehöre er! Sie allein habe ein Recht auf ihn. Nach allem, was zwischen ihnen geschehen sei, dürfe er kein Mädchen außer ihr begehren. Sie war maßlos zornig. Er aber lächelte, lächelte fein graziosestes Lächeln.

In hohem Zorn schritt Martha Rohmer neben ihm her, bestürmte ihn mit Bitten und Drohungen, jammerte, steigerte den Haß in ihrem Herzen. Ein böser Gedanke wuchs in ihr, sammelte Kräfte, um zur Tat zu werden. Während sie an der Seite des Geliebten durch die Schar der sonntägigen Menschen schritt, durch diese Schar, die gedankenlos hin- und herwandelte, ersann sie ihrer gemarterten Liebe eine häßliche Rache. Und als sie sich in sich selbst zurecht gefunden hatte, begann sie wieder zu lächeln, zu scherzen, mit dem Geliebten zu tändeln.

So gingen sie zusammen zur Stadt zurück. Vor der Tür des Elternhauses bat sie ihn, er möge sie diesen Nachmittags nicht stören; sie wolle dies und jenes besorgen . . . Sie tat sehr geheimnisvoll, sie verriet nicht das geringste. Konnte er ahnen, daß sie in der vierten Nachmittagsstunde ganz heimlich und allein zur Waldkapelle gehen würde?

Der Vogel lockte und lockte. Immer in der Nähe der gefährlichen Schleuse. Und das Bärbel schritt hinter dem

Rufen her, halb im Traum, ruhig und versonnen wie ein Bergsee. Es hatte ja der lieben Mutter Gottes ein wächsernes Herz geopfert: jetzt mußte alles gut und schön werden. Gestern war Sonntag gewesen, still und verträumt hatte das Maidle daheim gegessen. Und hatte geträumt, und hatte geträumt. Heute aber wollte es wieder wallfahrten gehen: Heilige Maria, schenk mir den süßen, süßen Mann, schenk mir den Liebsten, heilige Maria!

Der seltsame Vogel lockte und lockte. Schattenhafte Gedanken irrten dem Bärbel durch den Sinn . . . Wer den Ruf des Vogels vernimmt, wird närrisch vor Freude und kann sich nimmer im Leben zurecht finden. So versunken in seine Liebe war das Maidle, daß es wie im Halbschlaf hin und her schwankte, ganz leise, fast rhythmisch. Es schien gar nicht mehr das unscheinbare Maidle zu sein. Seit es der Mutter Gottes ein wächsernes Herz dargebracht, sang alles in ihm.

Ein klarer Abend kam aus der Helle des Feldes in den feierlichen Wald herein und streute seine Dämmerungen aus. Er war schenktreudig wie ein gütiges Herz. Alles wird möglich werden, dachte das Maidle; heilige Maria, du bist gut und wirst mir den Liebsten schenken. Ich armes, glückliches Ding! Ich möcht alleweil weitergehen, alleweil durch den Wald, und er müßte mir entgegenkommen, der süße, süße Mann, ganz allein und müßte mich an der Hand nehmen und an meiner Seite weiterwandern alleweil weiter und weiter. . . .

Der Vogel lockte und lockte.

Der Sommerabend erfüllte den ganzen Wald. Eine prächtige Stille breitete sich in alle Weiten. Schen vorbeugt über die Holzbrüstung blickte das Bärbel in das Innere der Waldkapelle, suchte sein wächsernes Herz. . . In Stücken lag es an der Erde. Da griff das Maidle nach seinem lebendigen Herzen; das schlug ganz still und verschüchtert. Das gute einfältige Bärbel ahnte hier keine Menschenbosheit, nicht die Tat einer Nebenbuhlerin, es meinte in seinem gläubigen Gemüt, die Mutter Gottes wolle seine Bitte nicht erfüllen. . . .

Mit zitternden Händen nahm es die Stücke des wächsernen Herzens auf und streichelte sie und weinte leise dazu. Und ging, wie es gekommen, langsam, leise hin- und herschwankend und vernahm den Lockruf des seltsamen Vogels und wußte, daß es sich nun im Leben nimmer zurechtfinden würde. Närrisch war es, sein stilles Weinen ward ein scheues glückseliges Lächeln. . . . Es dachte an nichts mehr. Nur der Geliebte, der süße, süße Mann lebte noch in ihm. Es ging und ging. Der Ruf des Vogels wurde lauter und lauter. . . . Die Nacht sank herein. Das Bärbel aber ging und ging.

In der Waldkapelle hängen schlichtgemalte Bilder, als Dank für die Gottesmutter, wenn sie Unglückliche aus der gefährlichen Schleuse an der Mühle gerettet. Die aber nicht wieder zum Vorschein kommen, die bleiben vergessen.



Historische Frauen-Silhouetten.

Die große Landgräfin.

Von W. Bess.

(Nachdruck verboten.)

Keine Herrscherin eines Großstaates, keine geschichtlichen Ersttaten, auch — kein Skandal, und doch eine berühmte Fürstin. Um es zu begründen, daß ihr heute noch ein Zeitungsartikel gewidmet werden darf, braucht man nur des Denksteins zu erwähnen, den der alte Fritz seiner Freundin setzen ließ und der die Aufschrift trug: „Femina sexu, ingenio vir!“ Weib durch Geschlecht, Mann durch Geist. Und weiter braucht man nur seines Ausspruchs über Karoline von Hessen-Darmstadt zu gedenken, nach dem sie „die Zierde und die Bewunderung des Jahrhunderts“ bilde. Und Wieland sagte von ihr, sie müsse, wenn er einen Augenblick Herr der Schicksale wäre, die Königin von Europa werden. Das deutet gewiß auf hohe Tugenden und auf hohen Geist.

Vielleicht wäre die Tochter der verwitweten Pfalzgräfin weniger hervorgetreten, wäre sie Gattin eines Fürsten geworden, der selber durch hervorragende Herrschertugenden geblänzt hätte. Aber Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, der Erbe der Landgrafschaft, zeichnete sich schon zur Zeit seiner Werbung durch nichts aus, als durch ein frisches, derbdeutsches Wesen, das alles Weltsche verachtete. Verwalter der zu Hessen gehörigen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, kehrte er von seinem Residenzchen Buchsweiler öfter freundnachbarschaftlich auf dem Witwensitz der Pfalzgräfin zu Bergzabern ein, um der sitzamen, liebreizenden und verstandesklaren Prinzessin Karoline zu huldigen und sie schließlich, im August 1741, als Gattin heimzuführen.

Es war eine Liebesheirat, aber bald schon mußte die Neigung Karolinens zu ihrem Gemahl manches nachsehen, als sich seine Soldatenliebhaberei zu einer Schwäche auswuchs, der er sein ganzes Interesse und seine schmalen Bezüge opferte. Dann trat er im zweiten Jahre der Ehe in preussische Kriegsdienste, machte den ersten schlesischen Krieg mit und verpflanzte dann als Oberst eines Regiments das Kind des heiteren deutschen Südwestens in die Ödigkeit der Uckermark, nach Prenzlau. Gehorsam, doch nicht freudigen Herzens, folgte sie ihm, erzog ihm treulich die Kinder, die sie ihm gebar, und suchte die Tristigkeit ihres Daseins, die verstumpfende Langeweile und Weltabgeschiedenheit des Ortes zu überwinden, indem sie einen äußerst regen Briefwechsel mit lieben Verwandten und Freunden und mit hervorragenden Dichtern und Denkern begann. Und ihre Briefe, von denen das großherzoglich hessische Hausarchiv noch tausende als kostbaren Schatz bewahrt, zeugen nicht nur von hohen Charaktereigenschaften, sie zeugen von stilistischem Geschmak, von Phantasie, Geist und scharfer Beobachtungsgabe. So floss aus dem uckermärkischen Landstädtchen ein lebendiger Strom in die Welt hinaus und brachte rückflutend Fruchtbarkeit und Anregung dem Gemüt einer Frau, deren Dasein sonst hätte verdorren müssen in den öden Verhältnissen.

Sechs Jahre lebte sie so, gleichsam in einer Verbannung, geduldig die Launen ihres Gemahls ertragend. Aber was folgte, war fast schlimmer noch. Der Prinz, in die Heimat zurückkehrend, zog nach Pirmasens und trieb dort seine Soldatenliebhaberei schlimmer als je. Gesindel aus aller Herren Länder wurde geworben, gedrillt und mühsam zusammengehalten. Halb war es ein wildes Lagerleben, das der prinzliche Hof dort führte, doppelt schwer zu ertragen für eine feingeistige, empfindungsvolle Frau, an deren Klugheit, an deren Takt täglich neue Ansprüche gestellt wurden, um die Schrofheiten des Gatten zu mildern und um die fürstlichen Repräsentationspflichten einigermaßen zu erfüllen. Das war schwer genug, wo

die Soldatenleidenschaft Ludwigs fast alle Mittel verbrauchte. Und schwerer noch wurden ihre Pflichten, als der alte Landgraf die Regierung in die Hand des Sohnes legte, der als Ludwig IX. den Hesthron bestieg. Aber es fiel ihm gar nicht ein, sein geliebtes Pirmasens und seine Soldaten zu verlassen und sich seinen höheren Herrscherpflichten zu widmen. Karoline mußte nun Landesmutter und Landesvater in einem sein. Mit ihren Kindern — sie hatte ihrem Gemahl deren sieben geschenkt — zog sie in die Hauptstadt, nach Darmstadt, und wurde von nun an so recht eigentlich die Seele, die gute Fee des Hessensandes.

Mit scharfem Blick erkannte sie die rechten Leute und verstand es, der Verwaltung und der Landesuniversität die geeigneten Kräfte zu gewinnen. Durch Verbesserung der Finanzen und des Unterrichts, durch Förderung der Industrie und Landwirtschaft und durch ihre außerordentliche Gerechtigkeit wirkte sie Großes. Auch wußte sie das Volk sittlich und physisch zu heben in einer Zeit, wo sittliche Verwilderung und Interesselosigkeit an höheren Dingen überall gang und gäbe waren. Es war außerordentlich schwer, das Staatsschifflein sicher dahinzulenken, denn mit den Staatsmitteln stand es übel — Karoline aber schränkte den Hofhalt aufs äußerste ein und opferte gar, als die Ausbildung ihrer Kinder größere Aufwendungen erforderte, einen Teil ihres Geschmeides. Ihre kluge und sparsame Finanzwirtschaft aber machte es ihr dennoch möglich, auch für ideale Zwecke bei Gelegenheit noch Opfer bringen zu können; so gab sie Klopstocks Oden und Elegien auf ihre Kosten zuerst heraus. Nach wie vor stand sie persönlich und brieflich in freundschaftlichem Verkehr mit einer Reihe der hervorragendsten Männer. Goethe, Wieland, Herder lehrten zu Zeiten bei ihr ein, und Friedrich der Große war glücklich, wenn er sie einmal besuchen konnte. Seinen Neffen und Thronerben, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., vermählte er mit einer Tochter der Freundin, ausdrücklich betonend, daß die Wahl einzig und allein in Hinsicht auf die Trefflichkeit der Mutter erfolgt sei.

Die Töchter der Landgräfin galten als die besterzogenen deutschen Fürstentöchter, und dieser Ruf gab denn auch der großen Kaiserin Katharina II. von Rußland Veranlassung, für ihren Sohn Paul eine der landgräflichen Prinzessinnen als Gemahlin zu wählen. Trotz der Ehre einer solchen Alliance des mächtigen Kaiserhofes mit dem deutschen Kleinstaat hatte die Landgräfin mancherlei Bedenken. Der sittenstrengen Frau mochte der moralische Ruf der „Semiramis des Nordens“, die einem geliebten Kinde Schwiegermutter werden wollte, fatal genug sein. Dazu kam, daß ihr die Mittel zu der Reise nach Petersburg, wo sie ihre drei Töchter präsentieren sollte, fehlten. Aber Katharina, die einst selbst als bettelarmes Herbstler Prinzesschen mit nur zwei Hemden nach dem Lande kam, dessen berühmteste Herrscherin sie werden sollte, sandte die Mittel, und nach rührendem Abschied von ihren Untertanen reiste die Fürstin im Mai 1773 ab.

Der Ruf von Karolinens harmonischem Wesen, ihrem frauenhaften Liebreiz, ihrer Güte und Herrschertugenden war so verbreitet, daß sie allenthalben auf ihrer Reise die glänzendste und herzlichste Aufnahme fand, ganz besonders natürlich in Potsdam bei ihrem großen Freunde Friedrich. Aber trotz aller Ehrungen verließen sie die mütterlichen Sorgen nicht, und noch unterwegs schrieb sie an den russischen Bevollmächtigten, sie wäre im Falle mutig genug, mit ihren drei Töchtern Petersburg wieder zu verlassen,

als daß sie eine oder die andere unglücklich werden ließe. Sie wußte wohl, hatte es in eigener Ehe genug erfahren, wie sehr sich der Charakter eines jungen Mannes im Eheleben zu ändern vermag. Und nicht jeder Frau war es gegeben, die entstehenden Gegensätze so auszugleichen, wie sie es verstand und dem ihrem ganzen Wesen gegensätzlichen gar noch in Lieb und Treue anhänglich zu bleiben, wovon nicht weniger als zweieinhalbtausend Briefe an den Landgrafen heute noch Kunde geben. Aber die herzliche Aufnahme am Petersburger Hof — drei russische Kriegsschiffe hatten sie von Travemünde dahin geführt — zerstreute bald alle ihre Bedenken. Es kam zur Verlobung und Vermählung ihrer Tochter Wilhelmine mit dem Großfürsten Paul, der sich später allerdings auch recht übel wandelte und nicht ganz grundlos als Kaiser ermordet wurde.

Mit Geschenken reich bedacht, kehrte die Fürstin nach Darmstadt heim. Die Beschwerlichkeiten der Reise, die

Aufregungen, die feste hatten ihre Gesundheit geschwächt. Sie fühlte, daß der Tod nicht ferne mehr war und traf gefaßt ihre Vorbereitungen. Noch an ihrem Sterbetage schrieb sie einen rührenden Brief an ihren, wie meistens, abwesenden Gemahl. „Mein letzter Hauch gehört Ihnen,“ schließt das Schreiben. Am 30. März 1774 verschied sie, erst 53-jährig, in den Armen ihrer hochbetagten Mutter. Ihrem Wunsche gemäß wurde sie in aller Stille, ohne Glockengeläute, von Gardisten getragen, in einer verzwiegenen Grotte des englischen Gartens beigelegt.

Mehr Tränen, als an diesem Tage in Darmstadt geweint wurden, sind wohl selten um eine Fürstin geweint worden. Man weinte um eine der edelsten und gütigsten Frauen, um eine Herrscherin voll Charakterstärke, Klugheit und Milde, um eine Wohltäterin der Armen und Bedrückten, um eine Landesmutter, der Deutschlands größter Dichtergenius, Goethe, vollbewußt zuerst die Bezeichnung gab: Die große Landgräfin.

In Londons „Unterwelt“

Der „Pol!“

Von Karl Wichmann, London.

(Nachdruck verboten.)

Im Themsebabel bricht bereits der lauwarme, milde Frühling an, und dennoch dringt uns aus der ersten Seite eines führenden Londoner Blattes der Notschrei entgegen: „Keine Nahrung! Kein Feuer! Kein Heim!“ „Hunderte und Aberhunderte von verhungerten Familien!“ „Gute, edle Freunde helfet bald! Das Elend schreit zum Himmel!“ Dieser Notruf kommt aus einer Gegend, die der Londoner für gewöhnlich nicht kennen mag, aus einem Stadtteil, den er am liebsten totschweigen möchte: aus dem Eastend. Und wir müssen unwillkürlich daran denken, daß der eine Teil von London auch nicht die leiseste Ahnung hat, wie der andere lebt. Dem Notschrei folgend, rüsten wir uns und tauchen in die „Unterwelt“, wie sie im „eigentlichen“ London heißt, hinab.

Auf die graunebelige Themse leuchtet eine blutrote Sonnenscheibe nieder, die im Untergehen ist und deren Schatten leise auf dem Wasser spielen. Zu beiden Seiten des gewaltigen Stromes ziehen sich endlose Ketten von grauschwarzen Warenmagazinen in malerischem Wirrwarr hin. Geisterhaft ragt die dunkle Kuppel des St. Paul-Doms über dem Durcheinander, als beherrsche sie die Gegend. Der Mittelteil der für die britische Hauptstadt so charakteristischen, mit prachtvollen Ecktürmen geschmückten Towerbrücke geht plötzlich auseinander und steigt von rechts und links steil in die Höhe, um die zahllosen schwarzen Dampfer, die riesenhaften Lastschiffe aus allen Zonen, die gespenstischen Barken durchzulassen. Und allen diesen Fahrzeugen auf dem stets bewegten Strome folgen die freischwebenden silberweißen Möwen in ihrem kühnen Kreisflug nach. Die jetzt schwindstüchtige Sonne verklärt sie mit ihrem letzten Schimmer. Melancholisch ertönen die Schiffssignale aus allen Richtungen. . . Die Towerbrücke hat uns hindurch gelassen, ihre beiden Teile gehen wieder nieder und schließen sich aneinander, um dem hartenden Fuhrwerk und den Passanten den Verkehr zu ermöglichen. Ans aber ist, als hätte sich ein Tor geschlossen, als läge jetzt London meilen-, weltentweit hinter uns, als beträten wir eine Terra nova. „Ja,“ sagt der gutmütige „Mann in Blau“, der starke Polizist, der uns begleitet: „Hier hört London auf, und Europa fängt an.“

Wir lassen den „River“ — so nennt der Londoner stets die Themse — und wenden uns „landeinwärts“. Wir haben das Empfinden, als wandelten wir durch ein Reich von Schatten. Wir wissen, daß uns im Rücken,

in der großen City, jetzt zahllose Lichter in hellen Farben aufflackern müssen, hier aber scheint mit der eintretenden Dämmerung trotz der Laternen nur Dunkel zu herrschen. In dem spärlichen Lichte dieser Laternen gehen wir die endlose Commercial Road dahin. Überall nur häßliche, viereckige Kasten von Häusern mit erblindeten, oft zerbrochenen Fenstercheiben, nur häßliche, rauchschwarze Magazine. Alles scheint hier ärmlich, schmutzig und verwahrlost, sogar die sonst so smarte Polizei in den dunklen Uniformen. Aus den Seitengassen tauchen alte Juden auf mit langen weißen Haaren und verrunzelten Gesichtern wie aus vergangenen Jahrhunderten. Junge Jüdinnen mit verführerischen dunklen Augen und feingeschnittenen Zügen, die in großen Krügen Wasser holen, erinnern uns an Rahel am Brunnen. Dieses öde Viertel, das sich so endlos hinzieht, gehört — so versichert uns „das Auge des Gesetzes“ — zu den sichersten der Metropole. Die Juden seien fast durchweg ein friedliebendes Element und machten der Polizei nicht zu viel „Mühe“. Man müsse ihnen nur ihre „Eigenheiten“ lassen. Freilich käme es öfters vor, daß sich einer das Dach überm Kopf anzünde, um die Hausversicherung zu erheben, und die Feuerwehr hätte alle Hände voll zu tun. Aber er ziehe sie bei weitem zum Beispiel den gelblichen, stets verstoßenen, schlitzäugigen Chinesen vor, die wir dort im Schein der Laterne gewahren, oder jenen heimtückischen Negern mit dem Kraushaar, den glühenden, rauschlustigen Augen, den scharfen, schimmernden Elfenbeinzähnen und den wulstigen Lippen, oder gar jenen plumpen, glotzenden Matrosen, die stets Messer und Revolver bei sich führten und bei denen man, trotz des südlich-italienischen Typus, doch nie genau feststellen könnte, welcher Nationalität sie angehörten. Die armen Teufel aus Rußland oder Polen aber wären ihm trotz der langen Röcke, der langen Haare und der vielen Fische, die sie verzehrten, noch immer lieber als mancher gute „Britischer“ in einem Elendviertel des hochgepriesenen „Westend“. Ob die armen Teufel hier besser lebten als in ihrer barbarischen Heimat? . . .

Aber das Gedröhne einer Riesentrommel scheucht uns auf, in einer Seitengasse bemerken wir ein paar „Soldaten“ und „Soldatinnen“ der Heilsarmee, die aus Leibeskräften Hörner, Trompeten und Posaunen blasen und die Trommel schlagen, als gälte es die Toten aufzuwecken. Vielleicht tut es auch not, dergleichen Derwischentänze, wie

die jetzt um die Trommel, aufzuführen, um die Zuschauer mit dem silzigen, verknöteten Haar, den schmutzstarrten Gesichtern und Kleidern aus ihrem Startkrampf emporzureißen. So hat die Heilsarmee schon mehr als eine verlorene Seele gerettet. Aus vielen Augen glöht dumpfe Neugier, aus vielen stumme Verzweiflung, als hätte das Dasein nichts mehr für sie übrig. Andere blicken vollkommen teilnahmslos, apathisch drein. Und als unser Freund, der an der Spitze unserer kleinen „Expedition“ steht, uns in ein bescheidenes, möglichst sauber gehaltenes Zimmer führt, wo die Mitglieder seines „Klubs“ — eine reine Wohltätigkeitsjache — zusammenkommen, bemerken wir, wie fast aus jedem Antlitz eine geradezu stumpfsinnige Gleichgültigkeit spricht. Der „Klub“, von einer Kirche erhalten, versucht seinen Mitgliedern — ihrer gibt es in diesem Gebiet zahllose — die wenigen freien Stunden aufzuhellen durch etwas Geselligkeit, Musik, Tabak. Doch während der Sonntagschule, die unser Freund allwöchentlich abhält, schlafen sie entweder ein oder weilen mit ihren Gedanken anderswo. Nur auf kleinen gelegentlichen Samstags-Ausflügen im Sommer leben sie in Gottes freier Natur ein wenig auf, um aber am nächsten Tage wieder ebenso apathisch zu sein wie zuvor. Dadurch sticht der Engländer der untersten Klassen so sehr von jedem andern ab — hat ihn das Schicksal zu Boden geschlagen, und geht es ihm hundschlecht, so kann er sich nicht mehr emporraffen. Und die Worte des Heilsarmee-Soldaten klingen uns unausgesetzt in den Ohren: „O, liebe Freunde, kommt zu ihm noch heute Nacht! Morgen mag es schon zu spät sein“

Wenn man auch im Augenblick nicht so viel von Arbeitslosigkeit hört wie früher, so steht es dennoch um die Armen der „Slums“, wie diese Elendviertel heißen, um kein Haar besser. Unser Polizist meint sogar, die Dinge seien noch böser geworden. Denn vor Jahren war es eine Mode, eine Caprice der Reichen, „to go slumming“. Da kamen wohlhabende Damen in ihren Wagen herunter und brachten Suppen, Fleisch und Gelees — wahre Raritäten für diese Unglücklichen — in großen Körben. Mit vollen Händen teilten sie Almosen aus. Auch in die Krankenhäuser gingen sie, und ihr Erscheinen war für die verkommenen Patienten oft wie ein warmer Sonnenstrahl. Vor Jahrzehnten, fährt der brave „Mann in Blau“ fort, entstanden ganze „Settlements“ hier unten, d. h. manche reichen, hochherzigen Menschen siedelten sich inmitten von Armut und Elend an, gründeten Stiftungen für Eastender und machten es sich zur Lebensaufgabe, ihnen aus besten Kräften zu helfen. Doch solche segensreiche Arbeit sei jetzt nicht mehr in der Mode, man überlasse den Osten lieber sich selbst.

Inzwischen sind wir an einer ganzen Reihe von Kirchen vorbei, die wie aus Ironie dastehen, in ein seltsames, abenteuerliches Labyrinth von Gäßchen und Kanälen geraten. Wehe dem Neugierigen, der sich hier verliert! In diesen Gäßchen und Kanälen kann man lautlos verschwinden, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen. Hier versagt sogar oft die Polizei, in Limehouse bekommen selbst diese Riesenterle von Konstablern etwas wie ein Grauen. Denn die Bevölkerung von Limehouse findet Gewalttätigkeiten höchst selbstverständlich. Der Hunger züchtet die Verzweiflung groß. Und die Verhältnisse begünstigen sie. Zahllose Lichter blinken uns hier entgegen, hier weitet sich die Themse zu dem berühmten, von Malern so oft verewigten „Pool“, zu den kolossalen Docks, wo Schiffe aus aller Herren Länder zusammenkommen. Das ist das wahre Milieu aller wirklichen Kriminalromane, das bereits Dickens benutzt. Wir fühlen jetzt einen wahren Schauer uns beschleichen. Und dennoch, diese gewalttätigen Limehouser sind, so versichert unser

Polizeman, im Grunde ihres Herzens keine schlechten Kerle. Das Leben nur zwingt sie oft zu Gewalttätigkeiten. Denn auch sie glauben ein Almacht darauf zu haben, fühlen Hunger und Liebe. Sehr viel wird hier getan, um dem Teufel Alkohol zu steuern. Und im allgemeinen sind die Limehouser sehr stolz. Als echte Briten der untersten Stufe sind sie jedem Ausländer spinnefeind, und auch kein einziger kann sich unter ihnen ansiedeln, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen. Auch heiraten sie meist nur untereinander. Sowohl Männer wie Frauen sind von einer unheimlichen Fähigkeit. Bei ihren Streifs haben sie schon oft ausgehalten, wo andere längst nachgegeben hätten; in dem letzten furchtbaren Aufstand wickelten sie ihre Babys in Papier und deckten sich des Nachts selbst mit Papier zu. Dabei hat der Limehouser wie jeder rechte Londoner eine besondere Vorliebe für Blumen; nur wirkt sie bei ihm infolge seines Elends weit rührender. Ist es der Instinkt, die Sehnsucht jeder Menschenseele nach Schönheit? Oder erinnert ihn der Anblick einer Blume inmitten all des Schmutzes daran, daß er doch auch ein Mensch ist? Sogar die Armen kaufen oft für ihren letzten Penny Blumen! Ganz Ungeheuerliches aber leisten sie sich in Blumen für ihre Toten. So geben sie manchmal ein paar Schillinge für Kränze aus, wenn sie zu Hause nichts zu beißen haben. Denn ein Limehouser will mit höchsten Ehren begraben werden. Wenn schon sein Leben eine Hölle war, so soll er zumindest ein seines Leichenbegängnis haben, wenn auch sein letztes „Kupfer“ draufgeht! Und wahrhaftig! Mancher Westender kann ihn um die grandiosen Prozeffionen zum Begräbnisplatz beneiden! Jedenfalls stirbt es sich schöner in Limehouse, als es sich dort lebt. Diese Physiognomien, die dunklen blitzenden Augen, das wilde Haar, die von der schwersten Ladearbeit ausgeprägten Züge, diese Stiernäcken müssen jedem unvergesslich bleiben, der sie einmal gesehen hat. Und obzwar unser Führer erklärt, daß hier rings um den berühmten, malerischen „Pool“ die Produkte sämtlicher Reiche der Erde aufgestapelt liegen, fühlen wir uns doch erleichtert, als wir der Region der geheimen Gassen und Kanäle den Rücken kehren und wieder in eine Hauptstraße geraten, wo wir den Künder Londoner Kultur, den „Motorbus“, flirren hören.

„Zuletzt muß ich euch noch ein Nachtsyl zeigen“, erklärt unser Freund. „Das müßt ihr noch sehen, es gehört zur Dervollständigung des Bildes. Trotz unserer Müdigkeit folgen wir ihm und treten in ein grauschwarzes, ungasstliches Gebäude ein, wo wir von dem kurzangebundenen Leiter der Anstalt in Empfang genommen werden. In diesen Räumlichkeiten erhält man für wenige Pence eine Schlafstätte, und wer kein Geld hat, muß am nächsten Morgen sein Bett durch Arbeit, wie Holzspalten, Aufwaschen usw., bezahlen. Leider wird das Haus von vielen „unerwünschten Elementen“ überlaufen, die so manchen besseren Menschen abschrecken und fernhalten. Wir treten in einen spärlich erleuchteten Raum. Unser Blick fällt auf Schlafstätten, die man kaum einem Hunde wünschen möchte. Da liegen die Unglücklichen hingestreckt in einer etwas vertieften Stelle des grauen Bodens, die man wie zum Spott „Bett“ nennt, nur mit einer dürftigen Decke ausgestattet und einem Holzknüttel. Von Zeit zu Zeit vernimmt man ein Achzen und Stöhnen, der Insaße des einen oder des andern „Bettes“ erhebt den Holzknüttel und läßt ihn mit einem derben Schlag zu Boden fallen. Oft tun das mehrere gleichzeitig, und es hebt ein wahres Knüttelkonzert an. Es ist uns erst unbegreiflich, der Wärter des „Schlaffaals“ gibt uns jedoch die nötige Erläuterung zu dem Vorgang: Des Nachtsyls Bewohner werden oft ihrerseits von kleinen unerwünschten Besuchern aufs Blut gequält.

Männe Lenzmann.

Skizze von **Jofefa Metz**, Bielefeld.

(Nachdruck verboten.)

Männe Lenzmann wollte sterben. Der Lehrer hatte ihm soeben mitgeteilt, daß er sitzen bleiben würde. Herr Dr. Bern, Ordinarius der Untertertia, war dafür bekannt, daß er Mitteilungen, wie diese, nicht zu leeren Drohungen benutzte; man wußte, daß es der Ernst des Lebens selber war, der aus Herrn Dr. Bern heraussprach: „Du bist zu schwach für Obertertia.“ — Männe Lenzmann hatte zum erstenmal in seinem Leben ein wirkliches Grauen verspürt. Nicht so ein Kleinkinder-Grusen, wie es ihn überlaufen, als er zum erstenmal einen Frosch angefaßt hatte. Er hatte einen dumpfen Schlag in die Magengegend empfunden, und die Hände waren ihm plötzlich kalt geworden, ganz kalt und ganz plötzlich, nicht wie „ohne Handschuhe“ im Winter.

Bis zur Untertertia hatte Männe sich so durchgequält. Nun sollte es nicht weitergehen. Für viele, für die meisten Jungen war es kein so großes Unglück, einmal sitzen zu bleiben. Einige seiner Mitschüler waren schon in Quarta, der Klippe, geschwehert. Andere verschoben es bis Untersekunda oder Prima. Natürlich gab es Brave, die immer mit durchschlüpfen, Tüchtige, die glatt hindurchliefen.

Als Männe aufs Gymnasium kam, hatte Vater Lenzmann, der Tischler, gesagt: „Nu kommst du mich auf die gute Schule. Wenn du mich nu aber bloß ein einzigstes Mal sitzen bleibst, nehme ich dir gleich in die Werkstatt, und mit die Doktorei is es aus.“ Doktorei nannte Vater Lenzmann jede Art des Studierens.

Männe wußte, Vater brachte Opfer, wenn er das Schulgeld für ihn zahlte. Er hatte es der Mutter zuliebe getan und den einzigen Sohn unter fünf Töchtern aufs Gymnasium geschickt. Studieren brauchte er ja gar nicht, meinte sie, nur was anderes werden, was besseres, keine Hobelspäne am Zeug hängen haben, nicht mit dem Leimtopf hantieren müssen, keine grüne Schürze tragen. — Mutter war früher Stubenmädchen bei einer Gerichtsratsfamilie gewesen, und zuweilen träumte sie noch von einem jungen Referendar, der dort ein- und ausgegangen war. Einem jungen Mann, der nach Brillantine duftete, mit perlgrauen Handschuhen auf ein übergeschlagenes Bein schlug und „eminent“, „effektiv“ und andere feine Ausdrücke gebrauchte. Sie erinnerte sich daran, daß dieser junge Herr sehr blaue Augen besaß, mit denen er immer kühl an ihr vorbeiblickte, die er aber sehr ausdrucksvoll auf die Tochter des Hauses richten konnte, wenn er sagte: „... aber den zweiten und dritten Walzer haben Sie doch noch frei, Fräulein Ellen?“ Und die Tochter des Hauses tanzte den zweiten und dritten Walzer mit ihm, aber heiratete tat sie den Leutnant, dem sie den ersten gegeben. Und dann war der junge Referendar noch ein paarmal ins Haus gekommen, und er hatte immer heftiger mit seinen Handschuhen aufs Knie geklatscht, aber gesagt hatte er nicht mehr viel. Seine Augen waren nur noch blau und kühl. — Herbert war sein Name gewesen. —

„Was, so'n affigen Namen soll unser Junge haben?!“ hatte Tischler Lenzmann gesagt. „Aee, wenn's schon was mit'n Herr sein soll, dann soll er Herrmann heißen.“ Und dabei hatte er sehr gelacht, denn er fand, daß er einen vorzüglichen Witz gemacht habe. Aber auch die vornehmste Silbe seines Namens nahm man dem kleinen Jungen, und niemand nannte ihn anders als Männe. Nur manchmal, als er noch ganz klein war, und wenn es dämmerte, so daß kein Licht zur Arbeit mehr da war, strich Mutter ihm wohl über den Kopf und sagte ganz leise und verschämt: „Herbert.“ Und dann beugte sie sich über den Kopf des ärmlichen Tischlerkindes, schloß die Augen und sog einen Duft ein, einen feinen Duft, wie gutfrisierte Herren ihn

verbreiten. Aber dann rief meist die Stimme ihres Mannes: „Mutter, nu mach doch Licht!“ Oder eines der kleinen Mädchen kam mit einer wichtigen Kinderfrage daher. Da war ihr Sohn wieder der kleine Junge, der ein abgeschabtes Schürzchen trug, nach Wachsstück roch, und dem man erst die Nase putzen mußte, wenn man ihm einen Kuß geben wollte.

*

Also Männe Lenzmann beschloß zu sterben.

Er malte es sich aus, wie es sein würde, wenn er ins Zimmer käme mit der Nachricht: „Ich bleibe sitzen.“ Oder wenn er die Tatsache erst abwartete und mit der schriftlichen Bescheinigung in der Hand kam. Er wußte ganz genau, was dann geschah. Er war einmal im Theater gewesen, hatte ein Stück gesehen, das er nicht verstanden, aber dessen Aufführung ihm ein tiefes Entzücken, ein sonderbares, jubelndes Freudengefühl bereitet hatte. Wie damals auf der Bühne die Bilder, so sah er jetzt den Vorgang im elterlichen Haus, nur, daß er weniger schön war: Sie saßen bei Tisch. Vater nahm die Zensur wie immer mit zwei Fingern, sagte wie immer: „Was habe ich gesagt?!“ Denn gut war sie eigentlich nie gewesen. Nein, dieses Mal sagte er nichts. Er ließ die Zensur unter den Tisch fallen, sah mit einem Blick nach der Mutter hinüber und aß weiter. Die Schwestern saßen mit steifgeschlochtenen Zöpfen um den Tisch. Mutter blieb stumm, sie wußte nicht, was geschehen war, denn der Vater hatte nichts gesagt, sie wußte nur, daß jetzt das Lebensglück ihres Jungen oder das, was sie dafür hielt, unter den Tisch gefallen war. Und sie legte den Löffel weg und stand auf. . . . Weiter konnte Männe nicht denken, denn dann kam ein Schluchzen über ihn. Es hielt ihn wie in eisernen Klammern. Es krallte sich um seinen Kopf, warf ihn hin und her. Und darum, weil Mutter so still den Löffel weglegen würde, wollte er nun sterben. — Was lag auch daran, weiter zu leben?! Er würde in die Werkstatt kommen und Bretter hobeln. Er würde den Leimtopf vom Herd heben, er würde Nägel einschlagen. Eigentlich war es ganz hübsch so: kein Latein mehr, keine Mathematik. . . . Er würde Schränke machen, Tische, Särge. Oder auch nur Blumenbretter und Fußbänke. Gewiß, nur Blumenbretter und Fußbänke würde er machen können. Er würde es nie zu einer Bettlade bringen oder einem Büfett. Er roch den Leim, er sah die grüne Schürze, die mit Holzfasern bedeckt war, er hörte den Hobel. . . . Nein, nein, lieber dort hinein! Und er stützte sich schwer auf das Brückengeländer und freute sich, als es ein wenig nachgab unter seiner Schwere. Da unten würde er liegen ganz schmerzlos. Das Wasser glitt über ihn hin und ließe die Sonne hindurch bis zu ihm. Nein, das Wasser würde ihn mitnehmen, ganz sanft, ganz leise! Wie streichelnde Hände glitt es über seinen Kopf! Wie Mutters Hände manchmal, wenn er im Bett lag, halb schon im Schlaf, wenn Vater schnarchte und die Schwestern kicherten in ihrem engen Verschlag. Der Fluß würde ihn mitnehmen ins Meer. In das große Meer, auf dem die Amerikadampfer hinglitten, die Schiffskolosse, das Meer, das ganze Flotten trug. Das würde auch ihn tragen, wie eine ganze Flotte, wie ein riesiges Schiff mit tausend Menschen.

Ach nein. Ein Zittern überlief ihn. Der Fluß würde ihn nicht ins große, offene Meer tragen, nur bis dahin, wo die Schleufe ihn auffing. Und dann kamen Männer mit Haken und fischten ihn heraus. Und dann kam er in einen Sarg, den Vater selbst gemacht hatte, und der noch nach Leim roch und nach Anstrich. Und alles war wieder eng und klein. — Breit fiel ein Schatten über die Brücke. Männe

Lenzmann taumelte vom Geländer in die Höhe. Die Brust schmerzte ihn, so hatte er sie dagegen gestemmt gehabt. Vor seinen Augen flimmerte es von all der Sonne auf dem Wasser.

Und dann erkannte er Herrn Dr. Bern, Ordinarius der Untertertia. „Nun, Lenzmann“, sagte Dr. Bern, „was machst du denn hier, hast du schon zu Mittag gegessen? Du wohnst doch in der Altstadt?“

Männe gab keine Antwort. Er war wie betäubt. — Der war es ja, der! . . . Der stieß ihn da hinab. Der löschte sein Leben aus oder verursachte, daß es freudlos weiterglitt.

Männe war immer ein friedfertiges Kind gewesen, kein guter Schüler, aber ein Mensch, der eine Seele hatte. Eine wunderfame, feine, viel zu feine Seele, die alles in sich auffog, die alles verarbeitete, so daß es zarter wurde, durchsichtiger und leuchtender, oder schwerer, härter und undurchdringlicher. Er hatte seine Mutter so lieb, daß er weinen mußte, wenn er an ihre rauhen Finger dachte, oder daran, daß Vater oft mit ihr schalt, oder daran, daß die Schwestern ihr was vorlogen. Und er hatte seinen Vater stets empfunden wie einen dumpfen Schmerz, der all die kleinen Freuden seines Lebens überschattete, sie nicht voll erblühen ließ. Er hatte die Schwestern hingenommen wie etwas, das dazu gehörte, etwas, das er porfand, wie er die Kammern des Hauses vorgefunden. Etwas, das man gern ansah, wie die roten Giebedächer in der Some, und das einem fern blieb wie jene. Er war zu seinen Mitschülern gekommen wie zu kostbarem Spielzeug, mit dem zu spielen man ihm erlaubt und mit dem man behutsam umgehen mußte, damit es nicht wieder weggeschlossen wurde. Er hatte seine Lehrer geachtet, gefürchtet und bewundert als Wesen, die Pforten aufschließen. Er hatte nie begriffen, wie man einen Lehrer verhöhnen konnte, wie seine Mitschüler es taten, die Jungen, die meinten, daß sie für den Lehrer lernten, die einen Feind in ihm sahen, eingeseht, ihre Freiheit zu zerstören. Vor Herrn Dr. Bern hatten sie Respekt, niemand wagte ihn zu glossieren. Man ordnete sich ihm stillschweigend unter, er war ihnen eine eiserne Notwendigkeit. Sie empfanden, daß er gerecht war, niemand beschämend strafte. Daß seine Augen leuchteten beim Unterrichte, und daß ein warmer Klang in seiner Stimme lag, das merkten sie nicht. Männe Lenzmann aber liebte Dr. Bern. Er liebte ihn, wie man die blaue Ferne liebt mit ihren tausend Wundern. Die verheißungsvolle Ferne, nach der man sich sehnt beim Anblick der Eisenschienen, die den Zug tragen, oder der Vögel, die das kalt gewordene Land verlassen.

„Lenzmann“, sagte Dr. Bern, „was wolltest du hier am Wasser?“ Und er umfaßte Männes Kinn mit warmer Väterlichkeit, hob sein Gesicht und suchte ihm in die Augen zu sehen. Männe senkte den Blick und stand glühend da, Tränen liefen langsam über die runden Kinderwangen. Und plötzlich geschah etwas Seltsames; der kleine, bescheidene, alltäglich erscheinende Junge glitt auf die Knie nieder, hob die Hände wie betend empor und rief: „Schenken Sie mir das Leben!“

Dr. Bern stand einen Augenblick wie erschrocken, dann sagte er: „Dummer Bengel!“ Und er sagte das nur, um seiner Erregung Herr zu werden, seine Stimme klang schrill und zitterte. Es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß seine Hand nicht nur Tadel und Lob zu erteilen habe, daß sie Schätze verschenken durfte, Güter des Lebens, daß sie Todesurteile unterzeichnen konnte, Todesurteile der Seele. Er fühlte, daß sein Reich groß war und mächtig, daß es mehr umfaßte als eine Klasse voll lernender Knaben; daß Schicksale dort emporblühten, zu wundervoller Frucht gebracht werden oder vernichtet werden konnten. Er hatte sich immer bemüht, ein guter Lehrer zu sein, hatte versucht, seinen Schülern ein Freund zu werden; sie hatten

ihn nicht verstanden. Jetzt sah er, daß er noch nicht genügend lesen konnte in jungen Seelen, daß auch er noch nicht verstand. Da fand er ein Kind, arm an Können, reich an innerem Erleben, und es hatte ihm fern gestanden, ein Zufall führte es ihm zu in letzter Stunde. Männe Lenzmann war müde aufgestanden, er schämte sich seines Benehmens. Er hatte unter einer Eingebung gehandelt, in einem Rausch. Er empfand wieder nüchtern, fühlte, er fühlte sich schuldig, als ob er den nötigen Respekt vor seinem Lehrer vergessen gehabt hätte. Er hatte sich groß gefühlt in seiner Angst vor dem Leben, seiner Scheu vor dem Tode. Er war eine Persönlichkeit gewesen, ein Mensch, losgelöst vom Hintergrund der alltäglichen Umgebung. Nun war er wieder der kleine Tischlerjunge, der mangelhafte Schüler, der nicht verfehlt werden konnte. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen das Brückengeländer und schloß die Augen. Warum hatte er sich doch nicht ins Wasser geworfen? Jetzt würde Dr. Bern ihn verachten, er würde ihn aus dem Weg stoßen, wie ein kleines, schleimiges, kriechendes Tier.

„Hör' mal, mein Junge“, sagte Dr. Bern und nahm ihn bei der Hand, „jetzt wollen wir mal ruhig miteinander reden. Du kannst mir alles sagen, was dich bedrückt, alles. Ich bin dein Lehrer, aber auch dein Freund, hörst du, Lenzmann?“ — Da machte Männe Lenzmann seine Augen weit auf, und es war ihm, als ob er erwache, wie er des Morgens aufwachte, ehe der Tag mit seiner Kümmerlichkeit an ihn herantrat. Er sah wieder die weite Ferne, er spürte das festliche, das da irgendwo in der Zukunft auf ihn wartete. Und da, noch zaghaft und scheu, vertraute er sich seinem Lehrer an.

Männe Lenzmann blieb nicht auf dem Gymnasium, aber er brauchte auch nicht in der Tischlerwerkstatt zu arbeiten. Man gab ihn zu einem Kaufmann in die Lehre, wo er Stärke und Bläue verkaufen durfte, Salz, Petroleum und Backpflaumen. Wenn die keinen Sektaner kamen und sich für fünf Pfennige Fruchtbonbons holten, bekamen sie von ihm noch einen Malzbonbon zu, oder ein Stück Bindfaden, je nachdem sie veranlagt waren. Dr. Bern beantwortete die dankbaren Briefe seines ehemaligen Schülers, die ihn in einer fernen Stadt erreichten, mit freundlichen Ansichtskarten. Männe Lenzmann aber träumte manchmal noch von goldenen Fernen und künftiger Festlichkeit, besonders, wenn er den neu eingetroffenen Sack mit ungebranntem Kaffee austrennte oder das Faß mit Bläue öffnete. Kam sein Vater in den Laden, so stand er stramm da und legte ihm die Leintafeln vor, als ob es die Länder Europas wären, die er zu vergeben hätte. Sein Vater aber wählte sehr lange, kritisierte sehr streng, und meistens kaufte er sie dann beim Konkurrenten. Kam aber Männe Lenzmanns Mutter, so wurde die Petroleumkanne, die man doch ganz gut „so“ tragen konnte, in den schönsten und leuchtendsten Bogen gelben Papiers eingeschlagen, und das Pfund Zucker war ein recht volles, schweres Pfund. Und ging Frau Lenzmann, so machte Männe eine Verbeugung, und ernst-liebenswürdig, mit einem Seitenblick auf die andere Kundschaft, bat er: „Beehren Sie uns bald wieder, meine Dame.“ An den Sonntagen aber saß er eine ganze Stunde oben in der winzigen Bodenkammer seines Elternhauses, vor ihm lagen seine Schulhefte vom Gymnasium, seine lateinische Grammatik und das Lehrbuch der Mathematik. Da feierte Männe Lenzmann stille Andachten. All das Unerreichbare blühte empor, so wundervoll, wie es ihm das Leben wohl nie gebracht haben würde. Und Männe Lenzmann vergaß auf eine ganze Stunde die blaue Ladenschürze, die Frostbeulen an seinen Fingern und den Besen, mit dem er allabendlich den Platz seines Wirkens vom Staube des Alltags befreien mußte.